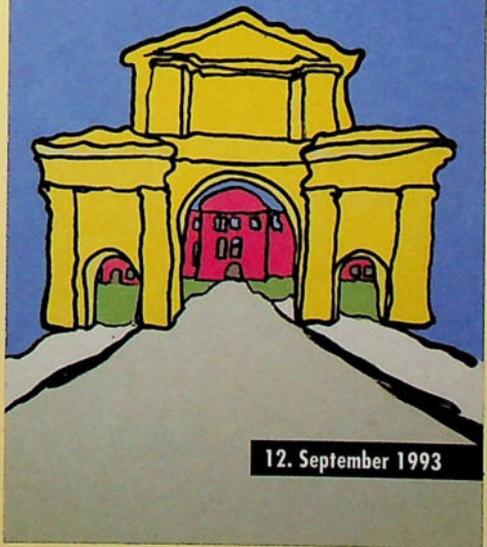


TAG
DES OFFENEN
DENKMALS



12. September 1993

Tag des offenen Denkmals, am 12. September 1993, in Bochum.

Texte und Bilder.

Mit Beiträgen von:

Dietmar Bleidick
Astrid Dörnemann
Lutz Engelskirchen
Walter E. Gantenberg
Sigrid Godau
Hans H. Hanke
Dieter W. Hartwig
Heinrich Klosterkamp
Stefan Kuhn
Jürgen Lotterer
Kerstin Michel
Ina Minner
Ralf Molkentin
Ralf Peters
Hardy Priester
Johannes Sträter
Jens Tampier
Hans-Georg Thomas
Andreas Zolper

Veranstalter:

STADT BOCHUM, Untere Denkmalbehörde/Presse- und Informationsamt,
KORTUM - GESELLSCHAFT BOCHUM E. V. Vereinigung für Heimatkunde, Stadtgeschichte und
Denkmalschutz unter Mitwirkung des Bergmannstisch Bochum-Süd.

Gefördert durch die SPARKASSE BOCHUM, die SIGMA COATINGS GMBH, die PRIVATBRAUEREI
MORITZ FIEGE sowie durch den BDA BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN-KREISGRUPPE
BOCHUM und die FAKULTÄT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFTEN an der RUHR-UNIVERSITÄT
BOCHUM.

Bearbeitung für die KORTUM - GESELLSCHAFT BOCHUM E. V.: Ralf Peters

Über die Veranstaltung:

Am 12. September 1992 findet in Deutschland erstmals ein bundesweiter "Tag des offenen Denkmals" statt. Im Mittelpunkt steht dabei die Idee, Kulturdenkmäler zu öffnen, die den Bürgern normalerweise nicht oder nur selten zugänglich sind. Ziel ist, das Bewußtsein für die Einzigartigkeit und Schönheit des kulturellen Erbes zu schärfen.

Der Tag des offenen Denkmals ist Teil der "European Heritage Days", die 1985 vom Europarat ins Leben gerufen wurden. Inzwischen machen 18 europäische Länder bei dieser Veranstaltung mit, die jährlich Millionen Besucher anzieht. Überaus erfolgreiche einzelne Aktionen in den letzten Jahren zeigen, daß auch in Deutschland ein großes Interesse der Bürger an ihren Kulturdenkmälern besteht. Daher wird der Tag des offenen Denkmals auf Initiative des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz 1993 erstmals auf ganz Deutschland ausgedehnt.

Auch in Bochum werden am 12. September zahlreiche Aktionen stattfinden, wobei die Kortum-Gesellschaft Bochum e.V. Vereinigung für Heimatkunde, Stadtgeschichte und Denkmalschutz und die Stadt Bochum als Veranstalter auftreten. Die Bochumer Aktivitäten sind in zwei Abschnitte gegliedert, von denen der eine geführte Rundgänge und der andere "gepflegte Geschichte" vor Ort beinhaltet. Flächendeckend über das Stadtgebiet verteilt, soll auch durch ein breit gefächertes Programm eine möglichst große Akzeptanz für die Belange der Denkmalpflege ermöglicht werden. Dieser Reader erscheint ebenfalls zum Tag des offenen Denkmals, um die Vielfalt der Veranstaltung zu dokumentieren.

Der Tag des offenen Denkmals soll in Zukunft jedes Jahr am zweiten Septemberwochenende als fester Bestandteil der vom Europarat unterstützten "European Heritage Days" veranstaltet werden.

Unter sechzehn Brücken kannst Du stehn'

Das Gleisdreieck um die Innenstadt, seine Bahnhöfe und Brücken

Was andernorts Innenstadt oder City heißt, nennt der Bochumer schlicht Gleisdreieck. Und tatsächlich ist die Stadtmitte Bochums von Eisenbahngleisen umgeben, welche - ein Blick auf den Stadtplan zeigt dies - annähernd ein Dreieck bilden. Die Gleisanlagen in ihrer markanten Form wurden Namensgeber für das von ihnen begrenzte Gebiet, das Stadtzentrum.

Das Gleisdreieck im engeren Sinne verdankt seine Entstehung der Tatsache, daß im 19. Jahrhundert der Eisenbahnbau in Deutschland zunächst in den Händen privater Bahngesellschaften lag, die zueinander in Konkurrenz standen und ihre Bauvorhaben nur selten koordinierten. In Bochum machte die Bergisch-Märkische Bahngesellschaft den Anfang. Sie schloß im Jahre 1860 Bochum durch eine Verbindung nach Witten bzw. Hagen an das Schienennetz an. Diese Bahnlinie, die bereits zwei Jahre später nach Essen und, in Langendreer von der Wittener Strecke abzweigend, nach Dortmund weitergeführt wurde, bildet die Südseite des Gleisdreiecks und hieß noch Jahrzehnte nach der Verstaatlichung der Bahngesellschaft (1882) Bergisch-Märkische Strecke. Nachdem 1870 dieselbe Gesellschaft auch noch die Bahnlinie von Bochum nach Herne - die sog. Gußstahlstrecke, die Westseite des Gleisdreiecks - gebaut hatte, wurde die Konkurrenz, die Rheinische Bahngesellschaft, aktiv. Von Wattenscheid kommend, führte sie 1874 ihre Strecke im Bogen um die Innenstadt herum, um schließlich, teilweise nur wenige Meter neben der Bergisch-Märkischen Strecke, über Langendreer Dortmund zu erreichen. Mit der Rheinischen Strecke im Nordosten der Stadtmitte war das Gleisdreieck geschlossen.

Bochum besaß nun zwei größere Bahnhöfe, den älteren, "Bochum-Süd" an der Bergisch-Märkischen Strecke, "Bochum-Nord" an der neuen Rheinischen Strecke sowie die Haltepunkte "Präsident" (ebenfalls Rheinische Strecke) und "Gußstahlfabrik" (heute "Bochum-West") an der Gußstahlstrecke nach Herne. Sogleich aber machte sich das Fehlen eines zentralen Umsteigebahnhofs bemerkbar. Oft genug waren Reisende gezwungen, den Bahnhof zu verlassen und quer durch die Stadt zu eilen, um schließlich im Bahnhof des konkurrierenden Unternehmens den Anschlußzug zu erwischen. Dieser Mißstand wurde endgültig erst 1979 mit dem Bau der Verbindungsbrücke zwischen dem neuen Hauptbahnhof (siehe Einzelbeschreibung) und der Gußstahlstrecke am Konrad-Adenauer-Platz überwunden, so daß nun auch Züge nach Herne und Wanne-Eickel über den Hauptbahnhof liefen. Die Rheinische Strecke ist seitdem dem Güterverkehr vorbehalten. Während der Bahnhof "Nord" nach der Einstellung des Personenverkehrs von der Bundesbahn und privaten Firmen anderweitig genutzt wird, ist der Bahnhof "Präsident" völlig aus dem Stadtbild verschwunden. An ihn erinnert heute nur noch die gleichnamige Straßenbahnhaltestelle.

Die Lage der Bahnhöfe und die Gleisanlagen erwiesen sich bald als Hemmnis für die weitere Entwicklung der Innenstadt. Der Bahnhof "Nord", im äußersten nordöstlichen Winkel des Gleisdreiecks, lag fernab der innerstädtischen Verkehrsströme und der Geschäftsstraßen der City. Nur wenig günstiger war der Bahnhof "Süd" - auch Hauptbahnhof genannt - gelegen. Zwar stellte die Bahnhofstraße die Verbindung zur Innenstadt her, und die bedeutende Hattinger Straße kreuzte in unmittelbarer Nähe die Bahnlinie, aber auch hier verhinderte die Lage im südwestlichen Winkel des Gleisdreiecks, daß der Hauptbahnhof Drehscheibe des Fern- und innerstädtischen Verkehrs und Tor zur City werden konnte. Paradoxaerweise schuf erst die fast völlige Zerstörung der Bochumer Innenstadt im Zweiten Weltkrieg die Möglichkeit, die städtebaulichen und



Unterführung der Castroper Straße, um 1908
Photo: Stadt Bochum, Presse- und Informationsamt

verkehrstechnischen Probleme zu lösen. Ohne Rücksicht auf vorhandene Bebauung und Straßenführung nehmen zu müssen, konnte beim Wiederaufbau der Stadt der neue Hauptbahnhof in eine zentrale Lage verlegt werden, mehrere hundert Meter vom alten Standort entfernt.

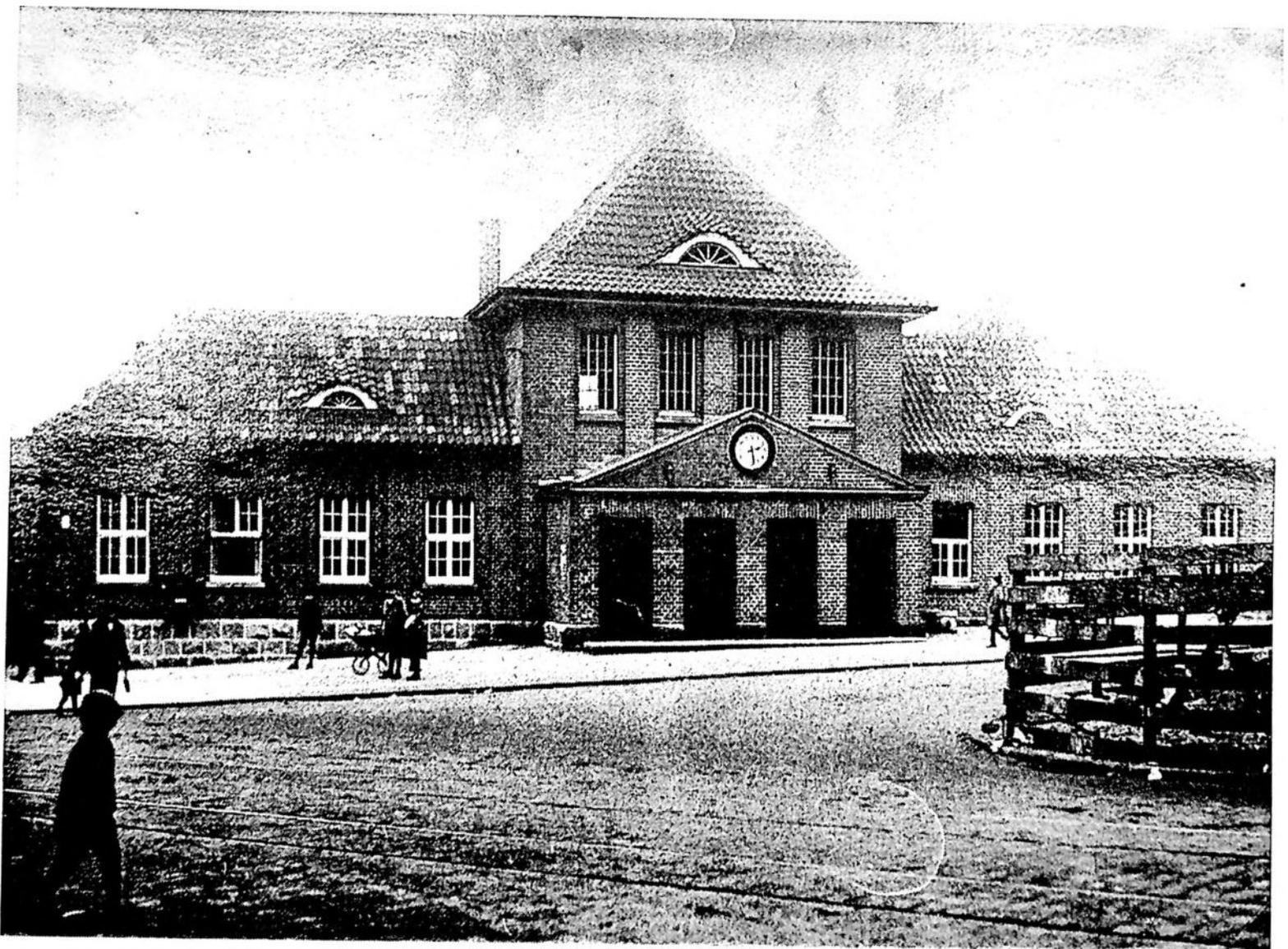
Bis es jedoch 1957 soweit war, mußte noch improvisiert werden. Auch die Bahnhöfe waren im Krieg schwer in Mitleidenschaft gezogen worden. Einiges, so der Bahnhof "Nord", konnte in vereinfachter Form wiederhergestellt werden. An die Stelle des alten Hauptbahnhofs trat ein pavillonartiger, sehr schlichter Neubau, der im Spätsommer 1949 als Provisorium eröffnet wurde - pünktlich zum 73. deutschen Katholikentag, der in diesem Jahr in Bochum stattfand. Da die Mehrzahl der Besucher dieses Großereignisses mit der Bahn an- und abreiste, hieß der Bahnhof von nun an im Volksmund "Katholikentagsbahnhof". Er beherbergt heute die Bundesbahnschule.

Das vom Gleisdreieck umschlossene Gebiet war bereits vor der Jahrhundertwende äußerst dicht bebaut, die Schienenstränge und nahe Industriebauwerke behinderten aber vielfach einen großzügigen Ausbau der Innenstadt. Zudem bildeten die zahlreichen Bahnübergänge Nadelöhre für den ständig anschwellenden Straßenverkehr. Beim Bau der Bahnanlagen waren nur an wenigen Stellen Straßenunterführungen oder Brücken errichtet worden, die meisten Bahnübergänge waren ebenerdig, so z.B. an der Alleestraße, der Hattinger, Dorstener und der Wittener Straße. Da der Straßenverkehr dadurch sehr behindert und gefährdet wurde, war die Stadt bestrebt, niveaugleiche Übergänge zu beseitigen. So wurde 1900/02 der Übergang an der Hattinger Straße, "der", wie es im Verwaltungsbericht der Stadt heißt, "nachgerade für das passierende Publikum und den starken Wagenverkehr - außer dem langen Warten - an dieser Stelle lebensgefährlich wurde", durch eine Unterführung ersetzt. Diese erwies sich allerdings schon bald als zu eng, so daß sie "Mausefalle" getauft wurde. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurden die Unterführungen der Wittener und Wiemelhauser Straße (heute Universitätsstraße) fertiggestellt und die Verbreiterung bestehender Unterführungen an der Rheinischen Linie (z.B. Herner und Castroper Straße) in Angriff genommen. 1925 folgte die Dorstener Straße, und 1937/38 schließlich wurde die Gußstahlstrecke hochgelegt. Man beseitigte damit zwar Hindernisse für den Straßenverkehr, gleichzeitig wurde nun aber auch optisch die Abriegelung der Innenstadt von den umgebenden Stadtvierteln deutlich.

Die Gleisanlagen bildeten z.T. auch markante soziale Grenzen. Besonders offensichtlich wird dies im Bereich der Gußstahlstrecke, die die Innenstadt mit ihren Kaufhäusern, Banken und Behörden vom Arbeiterviertel Griesenbruch trennte, das mit seinem Markt, den zahlreichen Läden, Kneipen und Varietétheatern ein ausgeprägtes Eigenleben führte.

Wenn es auch im Laufe der Jahrzehnte immer wieder Bestrebungen gab, das Gleisdreieck aufzubrechen, etwa durch eine Beseitigung der Gußstahlstrecke, so dürften die Gleisanlagen doch bis ins nächste Jahrtausend zu den städtebaulichen Konstanten gehören.

Andreas Zolper



Ehemaliger Bahnhof Bochum-Präsident, vor 1914
Photo: Stadt Bochum, Stadt Archiv

Eulen, Hunde und andere hohe Tiere

Stadtpark und Stadtparkviertel

Der Bochumer Stadtpark gilt als typische deutsche Grünanlage des 19. Jahrhunderts. 1869 beschloß der Magistrat der Stadt, einen Park anzulegen und wählte zu diesem Zweck die kleine Vöde, ehemals eine der kommunale Viehweiden der Stadt. Nach zweijährigen Arbeiten wurde dieses Areal, der heutige "Alte Stadtpark", 1878 mit einem aufwendigen Festakt eingeweiht.

Verwirklicht wurde der Planungsentwurf des Kölner Stadtgärtners Anton Strauss (1823-88), der bereits 1871 von der Stadt genehmigt worden war. Aufgrund von Unstimmigkeiten hinsichtlich des vermögensrechtlichen Charakters der Vöde sowie finanzieller Engpässe als Folge der dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 folgenden sogenannten Gründerkrise wurde die Ausführung einige Jahre zurückgestellt.

Der Entwurf sah neben gartenbaulichen Details auch landschaftsarchitektonische Aspekte wie eine Teichanlage, Tiergehege, zwei Restaurationsbetriebe und das Aufstellen von "Werke(n)..., die nützliche Eindrücke auf die Menge verbreiten" sollten, vor. Sinn und Zweck der Anlage war es, allen Schichten der Bevölkerung, insbesondere den Arbeitern, ein naturgeprägtes in sich geschlossenes Gebiet öffentlich zugänglich zu machen.

Es sollte ihnen zur Erholung und zum geselligen Beisammensein dienen. Die rigiden Öffnungszeiten des eingefriedeten und nachts verschlossenen Parks werden dies aber häufig verhindert haben. Auch wenn nicht alle Arbeiter der Park-Polizei-Verordnung von 1884 genügt haben, die besagte: "Personen, welche nicht ordentlich und anständig gekleidet sind, dürfen den Park nicht besuchen." Ferner wollte sich die Stadt durch diesen Park von ihrem Image als "Kaubaukum" (platt für Kuh-Bochum) lösen und sich als fortschrittlicher Industriestandort präsentieren.

1889, 1892 und 1894 wurden die Grünflächen nach Vorbildern der englischen Landschaftsgärten erweitert. Zu diesem Zweck erwarb die Stadt Bochum die Grummer Gemeindewiesen, um den Park nach Norden ausdehnen zu können. Im Wesentlichen blieb die Struktur von 1900 bis in die Gegenwart erhalten, doch wurde die Haupteingangssituation im Zusammenhang mit der Entwicklung des 67er Denkmals (siehe Rundgang "Die da oben. Wir da unten.") umgestaltet, die eiserne Einfriedung beseitigt. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgten noch einige Eingriffe in das historische Wegenetz.

Einige bereits früh errichtete bauliche Elemente prägen das Erscheinungsbild noch heute, wie der unübersehbare Bismarckturm. Dieser Aussichtsturm wurde 1909/10 zu Ehren des 1898 verstorbenen Reichskanzlers Otto von Bismarck erbaut.

Es dürfte sich um einen der letzten der im gesamten Deutschen Reich gebauten etwa 500 Bismarcktürme gehandelt haben; mit über 500 Entwürfen handelte es sich um den größten Architekturwettbewerb in der Geschichte der Stadt. Die Flammenschale auf der Turmspitze diente alljährlich zum Entfachen eines Feuers am Vorabend von Bismarcks Geburtstag, der seinerzeit pseudo-rituell begangen wurde.

Als Beispiel für eine weitere Denkmalsform ist die Jahn-Säule zu nennen, die 1884 vom "Verein für Leibesübungen" gesetzt wurde.

Der Bildhauer Wilhelm Gardy schuf diese Marmorbüste, die nach vorübergehender Reparatur noch heute an ihrem ursprünglichen Platz, unmittelbar am Stadtparkrestaurant zu finden ist. Eine ehemals ebenfalls im Park befindliche Büste für Kaiser Wilhelm I. wurde hingegen zerstört.



Bismarckturm im Stadtpark, errichtet 1909/10
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Das Restaurant befindet sich an der traditionellen Stelle des alten Parkhauses, welches der Bevölkerung seit der Einweihung für das leibliche Wohl zur Verfügung stand. Das jetzige, bereits von einem gemäßigten Modernismus geprägte Gebäude wurde 1913-15 nach den Plänen von Karl Elkart erbaut und 1986 von Kurt Peter Kremer umgestaltet.

Das Umfeld des Stadtparks erhielt seinen heutigen Charakter vorwiegend seit der Jahrhundertwende, aufgrund der zunehmenden Errichtung von ein- bis dreigeschossigen, zum Teil phantasievoll gestalteten Villen. Fassadendetails wie Tiergestalten, Symbolfiguren und Sinnsprüche sind dabei oft noch gut erhalten. Interessant ist ein Blick auf die Fassade des links des alten Haupteinganges an der Bergstraße gelegenen ehemaligen "Pfortnerhauses", mit der dort angebrachten expressionistisch verfremdeten Eule.

Die Stadt bot mit dem Stadtparkviertel selbständigen Unternehmern und Beamten ein angemessenes Wohnumfeld, an dem es zuvor scheinbar gemangelt hatte. Noch heute sind weite Teile des Viertels sehr gut im Ensemble erhalten, was letztlich einer der Gründe war, eine Denkmalebereichssatzung zu verabschieden.

Denkmalwürdig erscheinen aus heutiger Sicht nicht nur einzelne Gebäude oder -gruppen, sondern auch der Park selbst. Hierbei wäre die Gesamtanlage mit ihrem Pflanzenbestand wie auch die Tatsache, daß es sich um die erste kommunale Anlage dieser Art im Ruhrgebiet handelt, zu berücksichtigen.

Kerstin Michel und Ina Minner

Literatur:

Schmidt, Erika: Zierde, Vergnügen, gesunde Lust und gute Lehren. Zur Geschichte des Stadtparks in Bochum und anderswo, in: Bochumer Heimatbuch, Bd. 8, S.109-121



Fassadenschmuck, Am Alten Stadtpark 55
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Goldene Zwanziger?

Innenstadt-Architektur einer jungen Großstadt

Bochum erlebte in den 20er Jahren den Aufschwung zur Großstadt. 1900 zählte die Stadt noch 64825 Einwohner und in den ersten drei Jahrzehnten schnellte die Einwohnerzahl durch die Eingemeindung ehemals selbständiger Landgemeinden auf 324189 Einwohner im Jahre 1929 hoch.

Mit dem Ziel einer Lösung dringender Raumprobleme aufgrund einer hohen Einwohnerdichte erfolgte 1904 die erste Eingemeindungphase; zwei weitere, die jedoch von politischen und wirtschaftlichen Interessen bestimmt waren, vollzogen sich 1926 und 1929. Damit war Bochum zu einer Großstadt geworden, der jedoch noch ein leistungsfähiges Verwaltungs- und Wirtschaftszentrum fehlte. Die zahlreichen Neubauten der 20er Jahre veränderten nachhaltig das Stadtbild. Hierzu zählen neben den industriellen Bauten vor allem Wohn- und Siedlungsbauten und in der Innenstadt die öffentlichen und privaten Verwaltungs- und Geschäftsgebäude.

Östlich der Bochumer Innenstadt, bereits außerhalb des sog. Gleisdreiecks, befindet sich an der Uhlandstraße/Ecke Voedestraße das 1927-29 errichtete **Polizeipräsidium**. Bereits am 1. Oktober 1925 waren die Polizeidirektionen Gelsenkirchen und Bochum, zu denen auch die Städte Wattenscheid, Herne und Wanne-Eickel zählten, zu einem neuen Polizeibezirk mit Sitz in Bochum zusammengelegt worden.

Der expressionistisch gestaltete drei- bis viergeschossige Gebäudekomplex in Ziegelmauerwerk gliedert sich um zwei Innenhöfe. Ein hervorragendes Bauelement ist der siebengeschossige, 37m hohe Turm mit einer Freitreppe, der den Haupteingang bildet. Neben der wirkungsvollen Horizontalgliederung der Fassade, durch rustizierte Ziegellisenen zwischen den Fenstern, zeichnet sich das Gebäude noch durch eine dem Außenbau entsprechende Innenraumgestaltung aus. Das Polizeipräsidium zählt zu der relativ kleinen Gruppe hervorragend erhaltener Gebäude expressionistischer Architektur Bochums.

Ein Pendant zum Polizeipräsidium bildet das fast gleichzeitig entstandene, benachbarte **Finanz- und Hauptzollamt**. Die glatt verputzten dreigeschossigen Fassaden der zweiflügeligen Anlage erheben sich oberhalb eines Bruchsteinsockels und tragen Walmdächer. An der Gelenkstelle beider Gebäude betonen ein flachgedeckter, sechsgeschossiger Baukörper mit einer Eingangsloggia und Arkaden den Eingangsbereich.

Unter bauhistorischen Aspekten dokumentiert das Finanz- und Hauptzollamt Bochum in der Komposition von senkrechten und waagerechten Baukörpern in einer sachlich-nüchternen Formensprache die Architektur öffentlicher Verwaltungsgebäude der 20er Jahre.

Die Planungen von 1912 für das neue **Rathaus** verzögerten sich durch den Kriegsausbruch 1914, die Ruhrbesetzung und die wirtschaftliche Depression zum Beginn der 20er Jahre. In einem zweiten Wettbewerb von 1926 für einen repräsentativen Rathausneubau fiel die Entscheidung zugunsten des außer Konkurrenz eingeladenen Darmstädter Architekten Karl Roth. Der vierflügelige, siebengeschossige Verwaltungsbau in heller Muschelkalkfassade trägt ein Walmdach und gliedert sich um einen Innenhof mit eingeschobenem dreistöckigem Bauteil (Sitzungssaal) bekrönt durch einen Glockenturm. Die Hauptfassade ist im Sockelbereich mit einem dreibogigem Portikus versehen, der den Durchgang zum Innenhof aufnimmt. An der rechten Seite der Hauptfassade ist ein dreigeschossiger Terrassenvorbau vorgelagert und auf der linken Seite ist ein zweiflügeliger, viergeschossiger Baukörper mit Walmdach angefügt. Der ehemals reiche Bronzefigurenschmuck und das originale Glockenspiel wurden 1941 zu Rüstungszwecken ("Metallspende des deutschen Volkes") eingeschmolzen.



Polizeipräsidium Bochum, errichtet 1927-29
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Schräg gegenüber dem Rathaus befindet sich das Gelände der ehemaligen **Schlegel-Brauerei**. Nach dem Abriß der Werksanlagen 1984/85 entstanden dort eine Wohnungen und lediglich der Siloturm und das Sudhaus, sowie das Verwaltungsgebäude am Willy-Brandt-Platz dokumentieren die Überreste dieses früher unmittelbar im Innenstadtbereich gelegenen Unternehmens.

Die Expansion in den 20er Jahren führte zu einer großzügigen Erweiterung des Werkes. Dabei entstand 1926, nach den Plänen des Bochumer Architekten Heinrich Schmiedeknecht, der achtsstöckige Siloturm mit einer Höhe von 58 m. Der schlanke, hochrechteckige Baukörper trägt eine helle Putzfassade. Davon ist der dunkel verputzte Turmhelm abgesetzt, der auf jeder Seite durch vier senkrechte Fensterbänder und drei helle, Eckgesimse gegliedert ist. Der Sockelbereich ist durch die schmalen, weißen Fensterbänder und durch sechs, jeweils paarweise angeordnete, umlaufende Gesimse geschmückt.

Neben dem Neubau der Sparkasse Bochum (siehe Einzelbeschreibung), entstand in unmittelbarer Nähe das Gebäude der Bergbau AG Lothringen der heutigen **Westfalenbank AG**. Nach dem Entwurf der Düsseldorfer Architektengemeinschaft Fritz August Breuhaus und Heinrich Rosskotten wurde entlang der heutigen Huestraße das dreistöckige Bankgebäude gebaut. Die Fassade entspricht einem klassischen Gebäudeaufriß mit Sockelgeschoß, Fensterzone, Giebel und Dachgeschoß (heute verändert). Betont wird das Sockelgeschoß durch die Reihung vertikaler Wandvorlagen, die Kapitelle mit Motiven aus Wirtschaft, Technik und Kultur tragen.

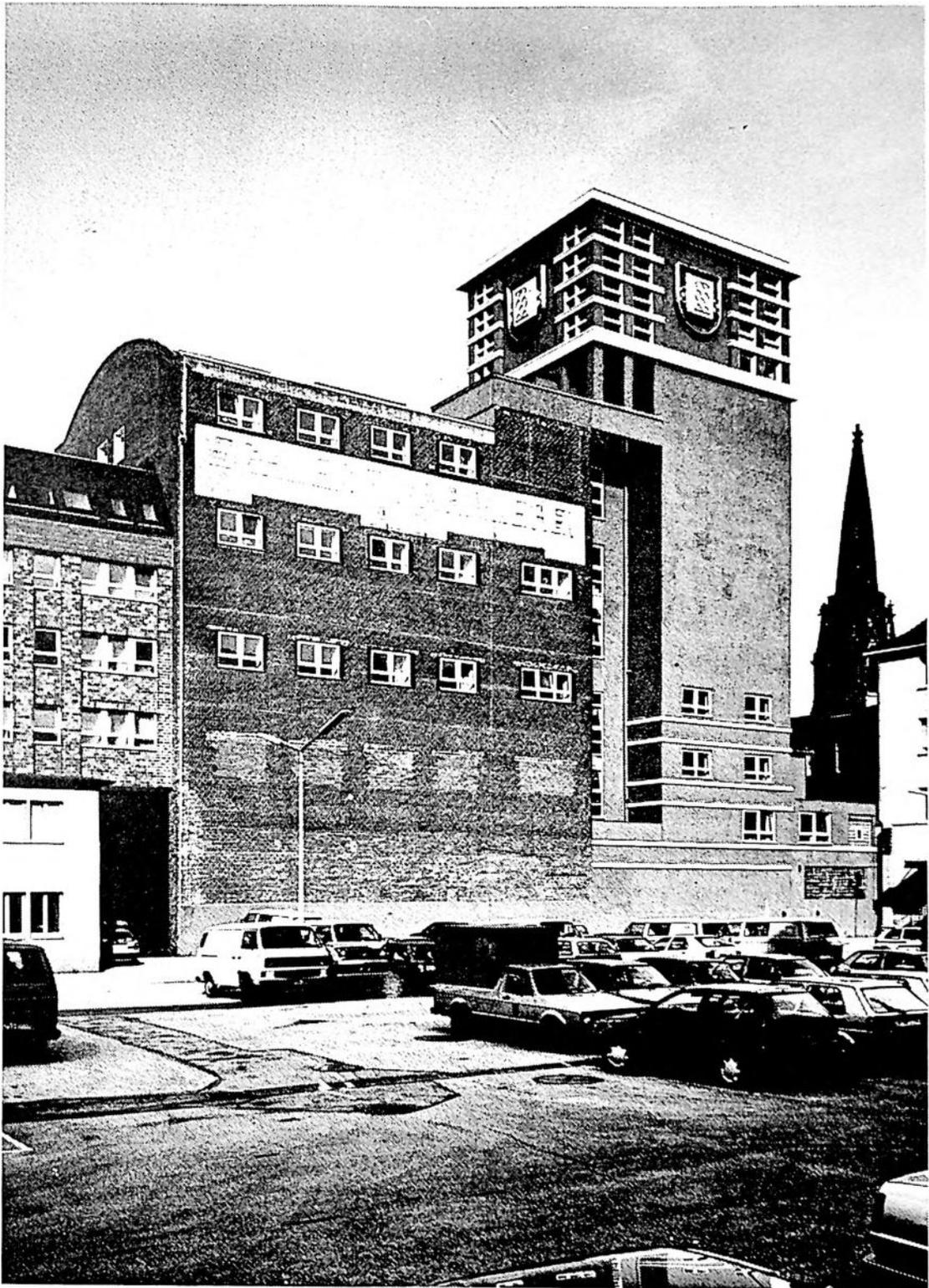
Das Gebäude wurde 1958/59, nach einem Entwurf der Baseler Architekten Suter & Suter, durch zwei acht- bzw. sechsgeschossige, flankierende Eckbauten erheblich erweitert. Der ursprünglich in der Mitte der Fassade gelegen Haupteingang wurde in den rechten Neubau, nahe der Kortumstraße, verlegt. Zusätzlich wurde der Altbau um ein Geschoß ergänzt.

Bis 1955 war das, 1924/25 entstandene, ehemalige Büro- und Ausstellungshaus der Fahrzeugwerke Lueg AG, das sog. **Lueg-Haus**, an der Kortumstraße 16, das höchste Geschäftshaus der Innenstadt. Die vertikale Achse des siebengeschossigen Gebäudes, nach den Plänen des Architekten Emil Pohle, wird durch die aufstrebenden, übereck gestellten Pfeiler der Front betont. Im Inneren wird die Last des Gebäudes durch eine zentrale Stahlbetonsäule getragen. Im Gegensatz zu dieser modernen Bautechnik ist die Fassade im Untergeschoß mit Muschelkalk und im Obergeschoß mit Klinker verblendet. Diesen scheinbaren Widerspruch beschrieb schon 1927 ein Architekturkritiker mit folgenden Worten: "Werkstoff und Werkform decken sich noch nicht."

Im Untergeschoß war ursprünglich eine Ausstellungshalle für Kraftfahrzeuge untergebracht. Nach der Kriegszerstörung wurde das Gebäude in veränderter Form wiederhergestellt und einer Neunutzung zugeführt. Im unteren Bereich befindet sich heute ein Kino.

Verschiedene Bochumer Bauten belegen die architektonische Entwicklung der späten 20er Jahre und sie reichen in ihrer Spannweite von einer Bindung an regionale Traditionen, über expressionistische Ausdrucksformen bis zur Neuen Sachlichkeit. Hierin spiegeln sich die verschiedenen Einflüsse, wie beispielsweise der Architekturabteilung der Düsseldorfer Kunstakademie und sie verdeutlichen zugleich die in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts stattgefundenen Auseinandersetzung konservativer und gemäßigt-moderner Vertreter der Architektur.

Astrid Dörmemann und Stefan Kuhn



Siloturm der Schlegel-Turm von 1930
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Aus einem anderen Leben

Grabsteine im Kortumpark und auf dem Blumenfriedhof

Die Grabkultur der letzten 180 Jahre ist keine feststehende Konstante, vielmehr war und ist sie ständigen Veränderungen der sozioökonomischen Verhältnisse wie auch einem sich wandelnden Zeitgeschmack unterworfen. Festgehalten werden muß hier auch, daß erhaltene ältere Gräber in erster Linie Zeitzeugnisse der Mittel- und Oberschichtenkultur darstellen; Arbeitergräber aus der Zeit vor 1950 sind hingegen aufgrund scheinbar mangelnder Bedeutung mittlerweile vollständig eingeebnet worden.

Die relativ schmucklosen Grabsteine der vorindustriellen Zeit, von denen auf den Bochumer Dorffriedhöfen aber auch im Kortumpark Exemplare zu bewundern sind, wurden um die Mitte des 19. Jahrhunderts abgelöst von Grabstätten bzw. Familiengruften mit einem zum Teil ausschweifenden ikonographischem Programm, dessen Aussagen allerdings teilweise in Vergessenheit geraten sind. Wer weiß heute etwa noch, daß eine abgebrochene Grabsäule ein zu früh geendetes Leben symbolisieren sollte? Nach einem Höhepunkt dieser historistischen Grabkunst zu Anfang des 20. Jahrhunderts ist ein Trend zur Vereinfachung und Ablehnung der älteren Sakralkunst zu beobachten, der bis heute anhält. Die aussagelosen Grabsteine oder gar anonymen Bestattungen der Gegenwart werden in Zukunft eine Dokumentation schwerer machen, als es heute mit den Friedhöfen des 19. Jahrhunderts möglich ist.

Bereits das Allgemeine Landrecht in Preußen hatte 1794 bestimmt, daß keine Bestattungen mehr auf den alten Kirchfriedhöfen inmitten der engen Innenstädte zugelassen werden sollten. So wurde schließlich in Bochum, auch nachdem andere Friedhöfe zu klein geworden waren, 1819 der Alte Friedhof, heute Kortumpark, an der Wittener Straße als erster kommunaler Friedhof eingeweiht. Mehrfach erweitert war der Alte Friedhof bis in die 1880er Jahre die Hauptbegräbnisstätte Bochums. Anschließend erfolgte nach der völligen Erschöpfung der Kapazität die schrittweise Umwandlung in einen Park, wobei einige historisch bedeutsame Gräber erhalten blieben.

Gleich am Eingang zum Kortumpark an der Wittener Straße liegt das Grab von Karl Arnold Kortum, dem Namensgeber der Grünanlage. Bemerkenswert ist die Ausgestaltung des Grabdenkmals in der im 19. Jahrhundert weitverbreiteten Urnenform mit den Symbolen Lyra und Äskulapstab, um den Arzt und Dichter zu ehren. Ebenfalls aus der Zeit vor 1850 stammen die Sarkophag- bzw. Kissengräber im nördlichen Friedhofsteil nahe der Bahnlinie. Die Schlichtheit der ursprünglich weit verteilten und jetzt zusammengefaßten und restaurierten Steine täuscht über ihre große historische Bedeutung etwas hinweg.

Die bemerkenswertesten Grabstätten sind allerdings möglicherweise die der bedeutenden Bochumer Industriellen Heinrich Grimberg, Louis Baare und Jacob Mayer. Vor allem die beiden ersten drücken in ihrer zum Teil monumentalen Aussage das volle Selbstbewußtsein der aufstrebenden Unternehmerschicht auch über den Tod hinweg aus. Der Gewerke Heinrich Grimberg, im 19. Jahrhundert an über zwei Dutzend Zechengründungen, darunter etwa der Bochumer Anlage Lothringen in Gerthe beteiligt, wurde allerdings später in die - ebenfalls pompöse - Familiengruft auf dem Blumenfriedhof umgebettet; das Grabmonument blieb als Denkmal erhalten. Jacob Mayer und Louis Baare waren als Gründer bzw. langjähriger Vorstand des Bochumer Vereins in entscheidendem Maße für den Aufstieg Bochums zur Industriestadt verantwortlich. Beide Gräber sind im Gegensatz zum vorgenannten schlicht,



Schlagwetter-Ehrenmal der Zeche Ver. Constantin d. Große von 1889, Blumenfriedhof
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

aber dennoch erhaben, hier ein kürzlich restauriertes neogotisches Grabtürmchen (Mayer), dort eine christliche Pietà-Darstellung (Baare).

Der Blumenfriedhof wurde als zweite städtische Begräbnisstätte 1884 angelegt und übernahm nach und nach die Funktion eines Hauptfriedhofs in der Nachfolge des Alten Friedhofs. Im Gegensatz zu diesem erscheint er, obwohl bis 1917 mehrfach erweitert, nach einem einheitlichen Plan angelegt zu sein; eine durchdachte Wegführung sowie wirkungsvolle Platzformationen sind die Charakteristika.

Wenn vom Verschwinden von Arbeitergräbern die Rede ist, so gilt dies nicht für die Opfer der Grubenkatastrophen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch in Bochum verstärkt auftraten. An der Westseite des Blumenfriedhofs finden sich fast nebeneinander drei Gedenksteine, einer der Gewerkschaft Constantin der Große und zwei völlig identische der Harpener Bergbau AG. Nach einer schweren Schlagwetterexplosion auf der Zeche Prinz von Preußen 1895 wurden die insgesamt 37 Opfer nicht etwa gemeinsam, sondern nur wenige Meter voneinander entfernt nach Konfessionen getrennt bestattet.

Etwa in der Mitte des westlichen Friedhofsteils befindet sich ein zentraler Platz, an dem mehrere Persönlichkeiten ihre Ruhestätte gefunden haben, die für die Geschichte der Stadt von Bedeutung waren: Bürgermeister, Amtsvorsteher und Unternehmer beispielsweise. Besonders deutlich wird der gewollte Zeugnischarakter am Familiengrab von Fritz Graff, Oberbürgermeister von 1900 bis 1925. Die Inschrift "gewidmet von der dankbaren Stadt Bochum" und das Relief des Stadtwappens sollten die eher schlichte Grabstätte zu einem bleibenden Denkmal machen.

Der Blumenfriedhof belegt aber auch auf eigentümliche Weise den Übergang zum heutigen Hauptfriedhof am Freigrafendamm in Altenbochum (siehe Einzelbeschreibung), der in den 1930er Jahren eröffnet wurde. Noch bevor letzterer die Repräsentation nationalsozialistischen Totenkults übernehmen konnte, findet sich auf seinem Vorgänger, innerhalb eines Ehrenfriedhofs, mit dem Grab eines "Alten Kämpfers" ein Indiz für die Machtergreifung der NSDAP in Deutschland 1933.

Der heutige Kortumpark und der Blumenfriedhof dokumentieren mit ihrer Entstehung im 19. Jahrhundert vor allem den Übergang der bäuerlich geprägten Kleinstadt in den mittelalterlichen Grenzen zur industriell durchgeformten Großstadt. Gleichzeitig jedoch geben die beiden Begräbnisstätten Auskunft über eine entscheidende Epoche bürgerlicher Grabkultur. Gerade unter stadthistorischen Aspekten lassen sich den historischen Bochumer Begräbnisstätten Eindrücke abgewinnen, die nur schwer zu ersetzen sind.

Ralf Peters

Literatur:

Wilbertz, Gisela: Stadtgeschichte über Gräbern. Historische Friedhöfe in Bochum, hg. v. Stadt Bochum, Presseamt, Bochum 1991



"Trauernde" am Grab von Louis Baare, Kortumpark
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

"Nach gethauer Arbeit verbleibt im Kreise der Eurigen!"

Arbeiterwohnungen in Bochum anhand von 5 Beispielen

Die Entwicklung von Bergbau und stahlverarbeitendem Gewerbe zu einem schnell expandierenden Industriezweig seit Anfang der 1850er Jahre zog eine große Zahl von Arbeitskräften in das Ruhrgebiet. Kamen die Zuwanderer zuerst aus dem näheren Umkreis, setzte schon bald der Zustrom aus den östlichen Provinzen des Deutschen Reiches und aus Polen ein.

Um in den noch ländlich geprägten Gemeinden den notwendigen Wohnraum zu schaffen, begannen die Unternehmen mit dem Bau von Werksiedlungen, auch da der öffentliche Wohnungsbau den Zustrom nicht gewachsen war. Dies sollte die hohe Fluktuation unter den Belegschaften vermindern, die Arbeitskräfte an den Betrieb binden und soziale Kontroll- wie Integrationsmöglichkeiten schaffen. Die Zechen warben zum Beispiel in Schlesien und Masuren mit dem ausdrücklichen Hinweis, man würde aufgrund des ländlichen Charakters der Gegend gar nicht bemerken, daß man die Heimat verlassen habe. So konzentrierten sich die Zuwanderer - häufig ihrer Herkunft entsprechend - in sogenannten Kolonien. Wohnen 1890 insgesamt etwa 10% der Ruhrbergleute in Werkswohnungen, waren es 1920 schon über 40%, in einigen nördlichen Gemeinden sogar bis zu 70%.

Als älteste Siedlung Bochums entstanden an der heutigen Alleestraße durch den Bochumer Verein schon 1858 erste Wohnhäuser vom sogenannten Mühlhauser Typ. Dieser Typ, der sich durch vier um einen Kreuzgrundriß gegliederten Wohnungen gekennzeichnet ist, wurde im Ruhrgebiet vor allem durch die Harpener Bergbau AG verbreitet. Die Kolonie Stahlhausen wurde 1864 durch 34 Häuser ergänzt und 1874 um nochmals 400 Häuser erweitert. Sie bestand aus acht parallelen Straßen, wobei darauf geachtet wurde, daß die Häuser genug Zwischenraum hatten und damit die Möglichkeit zur Gartenwirtschaft boten. Die genormte Bauweise erlaubte einen damals als günstig empfundenen Kompromiß zwischen geringem Kostenaufwand und aufgelockerter Bebauung.

Die Häuser besaßen 4 bis 12 Wohneinheiten, die in Küche und Schlafräume eingeteilt waren und einen separaten Eingang hatten. Anfang des 20. Jahrhunderts erweiterte man viele der Häuser durch Anbauten und Dachausbauten und errichtete an der heutigen Alleestraße neue Häuser, die die Siedlung eingrenzten. Nach großen Zerstörungen im 2. Weltkrieg wurden die entstandenen Lücken in den 50er Jahren geschlossen, so daß heute nur noch an der Stahlhauser Straße und der Gremmestraße eine relativ geschlossene Altbebauung besteht.

Mit 25 4-Familien Häusern entstand zwischen 1885 und 1891 die Kolonie der im Besitz des Krupp Konzerns befindlichen Zeche Hannover III/IV in Günnigfeld. Sie zeichnete sich durch besonders große Gartenparzellen und eine im Ruhrgebiet seltene Fachwerk-Ziegelbauweise aus. Die Wohnungen bestanden aus einer Wohnküche und einem Schlafräum im Erdgeschoß sowie zwei Zimmern im Obergeschoß. Diese waren durch einen Flur einzeln zugänglich, was erstmals die Unterbringung von Kostgängern getrennt von der eigenen Familie ermöglichte. Einige im 2. Weltkrieg zerstörte und beschädigte Bauten wurden Anfang der 1950er Jahre in Massivbauweise identisch wiederhergestellt, so daß sich das ursprüngliche Bild der Siedlung bis heute erhalten hat.

Die Bauabteilung der Gewerkschaft Friedlicher Nachbar entwickelte in den 80er Jahren einen eigenen Haustyp, der nur mit den 13 Häusern der Siedlung 'Am Röderschacht' verwirklicht wurde.

Es handelt sich um in roher Ziegelbauweise erstellte, geometrisch strukturierte zweigeschossige 4-Familienhäuser mit voll ausbau- und nutzbarem Dachgeschoß. Besonders auffällig



Siedlung am "Röderschacht", 1880er Jahre
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

ist der Standort der Häuser an einem steilen Hang, was dazu führt, daß der Eingangsbereich sich hangseitig im Erdgeschoß und talseitig im Keller befindet. Die im letzten Jahr renovierten Gebäude stellen durch ihre einfache, funktionelle Gestaltung eine Frühform bergbaulicher Zweckarchitektur dar.

Die individuell gestalteten und großzügig ausgestatteten Beamtenhäuser der Zeche Engelsburg, die sich im Besitz von Hugo Stinnes Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten AG befand, wurden zwischen 1910-1914 erbaut.

Durch die unterschiedlichen Dachformen und die auffällige Ornamentik der Fassaden zeigen sich starke Unterschiede zum standardisierten Werkswohnungshaus für Arbeiter. Mit dieser baulichen Abgrenzung wurde so in eindrücklicher Weise die soziale Hierarchie der Zechenbelegschaft unterstrichen. Gleichzeitig stehen die Gebäude für ein sich wandelndes Architekturverständnis zu Anfang des 20. Jahrhunderts, als im Ruhrgebiet freie Architekten vermehrt mit der Konzeption von Werkswohnungen beauftragt wurden.

Zur selben Zeit wirkte sich die aus stadtplanerischen Diskussionen in England entstandene Konzeption der "Gartenstadt" auf den Werkswohnungsbau aus. 1910-1912 baute die Zeche Prinz Regent in Bochum-Wiemelhausen eine neue Siedlung, später im Volksmund 'Bergholzweise' genannt.

Dort bemühte man sich, ein dörflich-idyllisches Ambiente zu verwirklichen, um durch Identifikation der Arbeiter mit ihrer Siedlung eine verstärkte Heimatgebundenheit zu wecken. Auf der Grundlage gleicher Grundrisse (mit Ausnahme der Eckhäuser) erreichte man mit sieben abwechslungsreichen Fassadentypen ein aufgelockertes Straßenbild, welches sich stark von der oft als kasernenhaft empfundenen Strenge früherer Kolonien abwendet.

Im ganzen repräsentieren die hier vorgestellten Siedlungen in etwa einen Querschnitt des im Ruhrgebiet bis 1914 üblichen Arbeiterwohnungsbaus. Wer sie genau betrachtet, wird feststellen, daß sie trotz ihres Alters bei entsprechender Modernisierung eine erstaunliche Wohn- und vor allem Wohnumfeldqualität besitzen können, zu der auch die denkmalpflegerische Arbeit im starken Maße beiträgt. Nicht zuletzt gründet sich die heutige Rezeption der Zechensiedlungen auf ihre positive Neubewertung in den siebziger Jahren, nachdem die Flächensanierungspolitik der sechziger Jahre in Verruf gekommen war. Auch die Qualität der Architektur der Jahrhundertwende wurde jetzt wissenschaftlich anerkannt.

Dietmar Bleidick und Johannes Sträter



Siedlung "Borgholzweise", errichtet 1910-12
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Die da oben. Wir da unten. Denkmäler, die einen Sockel haben

Auf dem Gebiet der Stadt Bochum gibt es eine Vielzahl von historischen Sockeldenkmälern, die auf Grund der unterschiedlichsten Anlässe errichtet wurden. Einige dieser stadthistorischen und politischen Denkmäler sollen hier kurz vorgestellt werden. Die Denkmäler befinden sich alle in unmittelbarer Nachbarschaft und sind deshalb in Form eines Rundweges begehbar.

An der Kreuzung Waldring/Königsallee steht mit dem "Löwen" eines der größten Kriegerdenkmäler der Stadt. Am 14. Mai 1928 wurde dieses von dem Kölner Bildhauer Willy Meller aus Basaltlava gefertigte Denkmal für den Ersten Weltkrieg mit einem großen Festakt eingeweiht. Initiator und Träger waren die Bochumer Kriegervereine, wobei der Kyffhäuserbund eine führende Rolle spielte.

Der Löwe, durch einen Pfeil in der Flanke verletzt, ist in seiner aggressiven Drohgebärde nach Westen gegen den "Erbfeind" Frankreich ausgerichtet. Die auf dem Sockel eingravierte Inschrift "Der Überzahl erlegen - Im Geiste unbesiegt" verdeutlicht, daß es sich bei dem Löwen um ein Symbol für die Dolchstoßlegende "Dolchstoß in den Rücken der siegreichen Truppe" handelt. Die nachträglich angebrachte Plakette zeugt von den heftigen Diskussionen um die Aussage des Denkmals in den 1980er Jahren.

An der Königsallee, direkt neben der Melancthonkirche gelegen, befindet sich eine Adlersäule, die zu Ehren des 1848 gefallenen Friedrich von Schell im Jahre 1875 errichtet wurde. Friedrich von Schell war ehemaliger Amtmann von Bochum und Herr auf Haus Rechen, einem alten Rittersitz auf dem Gebiet des heutigen Stadtteils Ehrenfeld. Die Adlersäule befindet sich auf dem alten Privatfriedhof der Familie Schell, wobei Friedrich nicht dort, sondern im badischen Durlach begraben liegt. Ein Abbild der Grabstätte ist im Sockel des Denkmals zu finden.

Eines der zentralen stadthistorischen Denkmäler ist der an der Kortumstraße gelegene Graf Engelbert. Hierbei handelt es sich um die im Jahre 1964 errichtete zweite Ausgabe des Denkmals, da das erste Exemplar während des Zweiten Weltkrieges eingeschmolzen wurde. Das Denkmal ist sowohl für Graf Engelbert I., der Bochum die Stadtrechte verliehen hatte, als auch für den Graf Engelbert III., dem Gründer des Maiabendfestes, gedacht. Interessant ist, daß sich an dieser Stelle zwischen 1945 und 1964 ein Denkmal für die in der Folge des Krieges Heimatvertriebenen befand.

Etwas weiter die Kortumstraße hoch liegt der Husemannplatz, auf dem sich der "Jobs-Brunnen" befindet. Die "Jobsiade" ist eine 1986 zu Ehren von Carl Arnold Kortum, dem alten Bochumer Stadtchronisten und Heimatdichter, errichtetes Denkmal. Dargestellt ist eine Szene aus dem gleichnamigen Buch Kortums, in der sich der Jüngling, Hieronymus Jobs, vor einer Prüfungskommission befindet. Deutlich erkennbar ist, daß sich die Prüfer aufgrund der dümmlichen Antworten des Jünglings entgeistert abwenden.

Fast um die Ecke steht direkt vor der Pauluskirche die im Jahre 1956 von Gerhard Marcks fertiggestellte "Trauernde". Im Sockel der Statue ist die Inschrift "4. November 1944" zu sehen. Das war das Datum des größten Bombenangriffes, der während des Zweiten Weltkrieges auf Bochum durchgeführt wurde. Knapp 1200 Bochumer wurden an diesem Tage getötet. Das Denkmal stellt eine alte Frau dar, die auf ihren Stock gestützt den Blick in die Ferne gerichtet und nach jemand Ausschau hält.



Kriegerdenkmal 1914-18 an der Königsallee, errichtet 1928
Photo: Jens Tampier

Neben dem Graf-Engelbert-Denkmal ist der in der Nähe der Probsteikirche postierte "Kuhhirte" das zweite wichtige stadthistorische Denkmal in Bochum. Das Denkmal ist dem letzten Bochumer Kuhhirten Fritz Kortebusch gewidmet. Hierbei handelt es sich ebenfalls um eine zweite Ausgabe, die im Jahre 1962 aufgestellt worden war. Das Original, ebenfalls 1944 zu Rüstungszwecken eingeschmolzen, stammte vom Münsteraner Bildhauer Schmiemann, der auch für den dortigen "Kiepenkerl" verantwortlich war.

Vor der an der Herner Straße gelegenen Fachhochschule für Bergbau steht auf einem hohen Sockel der in Bronze gegossene Hugo Schultz. Der geheime Bergrat Hugo Schultz (1838-1904) war Begründer, Direktor und Reformier der Bergschule Bochum. Das von dem Düsseldorfer Bildhauer Pillig gefertigte Denkmal ist im Jahre 1908 von seinen Schülern errichtet worden. Es handelt sich um das einzige vollplastische originale Personendenkmal in Bochum.

Einige Schritte von der Fachhochschule Bergbau entfernt liegt das Bergbaumuseum, wo rechts neben dem Haupteingang das Grubenpferddenkmal zu finden ist. Zwei senkrechte Säulen versinnbildlichen Schächte, zwischen denen in einer waagrecht aufgeschnittenen Strecke ein Grubenpferd in realistischer Darstellung Förderwagen zieht. Das im Jahre 1882 aufgestellte Denkmal soll an die große Zahl der Pferde erinnern, die zur Arbeit unter Tage eingesetzt waren.

Der Eingang des Stadtparkes an der Ecke Bergstraße/Kurfürstenstraße wird auch heute noch bestimmt vom sogenannten 67er Denkmal, 1935 durch den Bildhauer Walter Becker aus Dortmund aufgestellt. Es erinnert an die Weltkriegstoten des 4. Magdeburgischen Infanterieregimentes Nr. 67, in dessen Rekrutierungsbereich Bochum lag. Die damals vorhandenen Soldatenplastiken vor der Natursteinwand - ein Soldat des Ersten Weltkrieges und einer der NS-Wehrmacht - wurden 1983 von Unbekannten abgesägt.

Offensichtlich war die Aussage des Denkmals - unter anderem hatte der NS-Soldat ein Hakenkreuz am Helm - provokativ genug für den Denkmalsturz und für eine erbitterte Denkmaldiskussion in der Folge.

Ein Beleg für die immer noch große Wirkungsmacht, die von "Denkmälern, die einen Sockel haben" ausgehen kann.

Jens Tampier



Denkmal für Hugo Schultz von 1908
Photo: Jens Tampier

Vom Rittersitz zum kopflosen Krieger Bochum-Langendreer

Die erste urkundliche Erwähnung Langendreers findet sich im Urbar der Benediktiner-Abtei Werden, das etwa um 880 entstanden ist. In diesem Urbar, einem klösterlichen Heberegister, verzeichneten die Mönche unter anderem die Abgaben, die ihnen aus dem Ort "Threiri" zustanden, wobei es sich um Langendreer handelt.

Hier lebte die Adelsfamilie von Dreer, von deren Wohnsitz (Haus Langendreer) nur das ehemalige Wirtschaftshaus und einige Reste der Mauern mit Eckturm übrig geblieben sind. Zuletzt wurde 1908 das Herrenhaus abgerissen. Die heute noch stehenden Gebäude werden von der Behindertenschule des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe genutzt.

Trotz erheblicher Widerstände - das Amt Langendreer hatte bis dahin eine große Selbständigkeit erlangt - erfolgte 1929 die Eingemeindung nach Bochum. Heute zählt Langendreer zu einem der größten Stadtteile Bochums. Wesentliche Impulse für die Industrialisierung der ländlichen Kleingemeinde ergaben sich mit der Anbindung an die Bahnlinien der Bergisch-Märkischen Eisenbahn-Gesellschaft von Bochum nach Witten, im Jahre 1860 und der Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft nach Dortmund 1874. Etwa zeitgleich entwickelte sich auch der Steinkohlenbergbau mit der Inbetriebnahme der Tiefbauzechen Mansfeld und Bruchstraße. Auf der Zeche Vollmond wurde schon 1801 die erste dampfbetriebene Wasserhaltungsmaschine im Ruhrgebiet durch den "Mechanicus" Franz Dinnendahl aufgestellt. Als Folge der beginnenden Industrialisierung ist hier noch die Gründung der "Dampfbrauerei Gebrüder Müser" von 1866 zu nennen, die aus einer seit 1806 bestehenden Braustelle nebst einem Laden mit Schankwirtschaft hervorgegangen ist. Zur Jahrhundertwende war der Betrieb zu einer Großbrauerei expandiert.

Direkt neben dem Marktplatz, an der Ecke Alte Bahnhofstraße/Hauptstraße, stand bis vor wenigen Jahren die "Germania". Dieses Kriegerdenkmal wurde in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Ehren der gefallenen Soldaten des Ortes, die an den sogenannten Einigungskriegen von 1860 und 1866 und dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 teilnahmen, errichtet. Die "Germania" ist mittlerweile vom Sockel verschwunden. Dieser trägt ein beachtenswertes Relief, das die Verabschiedung des Kriegers von der Familie darstellt, spiegelbildlich wird die Heimkehr thematisiert. Auch die Liste mit den eingemeißelten Namen der Gefallenen ist heute noch zu sehen. Die "Germania" selbst befindet sich im Bochumer Stadtarchiv, wohin sie aus konservatorischen Gründen gebracht wurde.

Entlang der Alten Bahnhofstraße befindet sich auf der rechten Seite die Dorfkirche. Sie wurde wahrscheinlich von dem zweiten bedeutenden Langendreerer Adelsgeschlecht, den Rittersn von Ovelacker, als Eigenkirche gegründet. Ihr Turm ist vermutlich um 1250 entstanden, worauf unter anderem das massive Bruchsteinmauerwerk und die frühromanischen Fenster hindeuten. Dies belegen auch Ausgrabungen des Westfälischen Denkmalamtes in den 70er Jahren, wobei auch Fundamente der Vorgängerbauten gefunden wurden. Damit ist der Turm das wohl älteste erhaltene Bauwerk des Ortes. Über dem Vorgängerbau aus dem 12. Jahrhundert wurde 1741-44 ein Neubau errichtet und 1886 nach Osten um das doppelte Längenmaß erweitert. Das heutige Kirchenschiff wurde 1956 wieder aufgebaut, nachdem es 1944 durch Bombentreffer zerstört wurde.

Die zwischen der Unterstraße und der Alten Bahnhofstraße gelegene Wernburgastraße erinnert in ihrem Namen an die älteste namentlich bekannte Einwohnerin Langendreers. Im oben schon erwähnten Werdener Urbar ist ein Eintrag enthalten, der besagt, daß der Bauer



Amtshaus Langendreer, errichtet 1900
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Rimi für das Seelenheil seiner Mutter Werinburga der Abtei Werden einen halben Hof stiftete. Heute ist zum Muttertag gerade mal ein Blumenstrauß fällig.

Im Schnittpunkt von vier Straßen liegt an zentraler Stelle, im sogenannten "Neuen Zentrum", der frühere "Kaiserplatz", heute Carl von Ossietzky-Platz. Um diese Anlage gruppieren sich in repräsentativer Weise öffentliche Verwaltungsbauten, zu denen das Amtshaus, das Amtsgericht und die Reichsbank-Filiale zählen. Das 1900 von dem Architekten Seyffert evtl. auch Karl Maiweg entworfene neogotische Amtshaus wird durch einen Mittelrisalit akzentuiert. Dessen mittlerer Teil ist nochmals durch einen Uhrturm und einen vorspringenden Balkon über dem Haupteingang hervorgehoben. Direkt gegenüber dem Amtshaus befindet sich das mit einer Bruchsteinfassade verkleidete neobarocke Amtsgericht, daß 1909-12 nach den Pläne von Kreisbauinspektor Breidenhoff errichtet worden ist. Die langgestreckte, traufständige Fassade wird auch hier durch einen Mittelrisalit mit Glockenturm und vier Giebelseiten betont. Zwischen zwei Erkern erstreckt sich oberhalb der Eingangsarkade ein Repräsentationsbalkon, der den Gemeindevertretern bei festlichen Anlässen für Ansprachen diente.

Dieses Gebäudeensemble verdeutlicht das Streben des Ortes nach selbständiger Verwaltung, aber auch die Zentralgewalt des preußischen Staates. Zudem sollte durch diesen Platz eine Verbindung der beiden Ortsteile Langendreer-Dorf und Langendreer-Bahnhof erreicht werden. Nicht zuletzt kommt in der Versammlung kommunaler und staatlicher Verwaltungsbauten der mittelstädtische Anspruch Langendreers zum Ausdruck. Als eine neue Bevölkerungsschicht etablierten sich die zugezogenen Verwaltungsangestellten, Reichsbahn- und Justizbeamten.

An der Kreuzung Alte Bahnhofstraße/Unterstraße befindet sich der "kopflose Krieger". Dieses Kriegerdenkmal mit dem Wappen-Adler der Weimarer Republik wurde 1929 als Stiftung der Gemeinde errichtet, um an die 956 im Ersten Weltkrieg gefallenen Einwohner Langendreers zu erinnern. Nach einem Ratsbeschuß von 1968 wurden noch die Bronzeziffern "1939-45", im Gedenken auch der Opfer des Zweiten Weltkrieges, angefügt. Der Kopf des steinernen Soldaten wurde 1987 von unbekanntem Tätern entfernt, um gegen "Krieg, Unterdrückung und Faschismus", welche nach ihrer Meinung durch dieses Denkmal repräsentiert werden, zu demonstrieren. Um einer Wiederholung vorzubeugen, wurde beschlossen, keinen neuen Kopf anzubringen, und das Denkmal fortan als Mahnmal zu kenntlich zu machen.

An der Hauptstraße 168 befindet sich, von der Straße weit zurückgesetzt, der beachtenswerte Friemann-Hof, ein Fachwerkgebäude aus dem Jahre 1796 (siehe Einzelbeschreibung). Er zählt zu den wenigen erhaltenen Gebäuden, die die Bauform der vorindustriellen Landgemeinde Langendreer überliefern.

Das heutige Langendreer wird, nach der Stilllegung der letzten Steinkohlenzechen in den sechziger Jahren, wirtschaftlich vom Opel-Werk und einem der größten Verschiebe- und Containerbahnhöfe der Bundesrepublik dominiert.

Hardy Priester und Ralf Molkentin



Kriegerdenkmal 1870/71, Zustand vor 1914
Photo: Stadt Bochum, Presse- und Informationsamt

Wer anderen eine Grube gräbt...

Bergbauspuren im Bochumer Süden

Das mittlere Ruhrtal mit umgebenden Hügelland zwischen Witten und Essen-Steele war als südlicher Teil des Ruhrgebietes bis in die Mitte unseres Jahrhunderts ein wichtiger Wirtschaftsfaktor dieser bedeutendsten Industrieregion Europas. Heute finden wir nur noch wenige Zeichen, die auf den Bergbau hinweisen, welcher mehr als 200 Jahre lang das Bild entlang der Ruhr maßgeblich beeinflusste. Einzelne Zechen- und Industriegebäude, Stollenmundlöcher, Bahntrassen, Ruhrsleusen, Leinpfade und Reste von Kohlenniederlagen weisen darauf hin, daß das Graben nach Kohle lange Zeit das Leben der Menschen in dieser Region bestimmt hat.

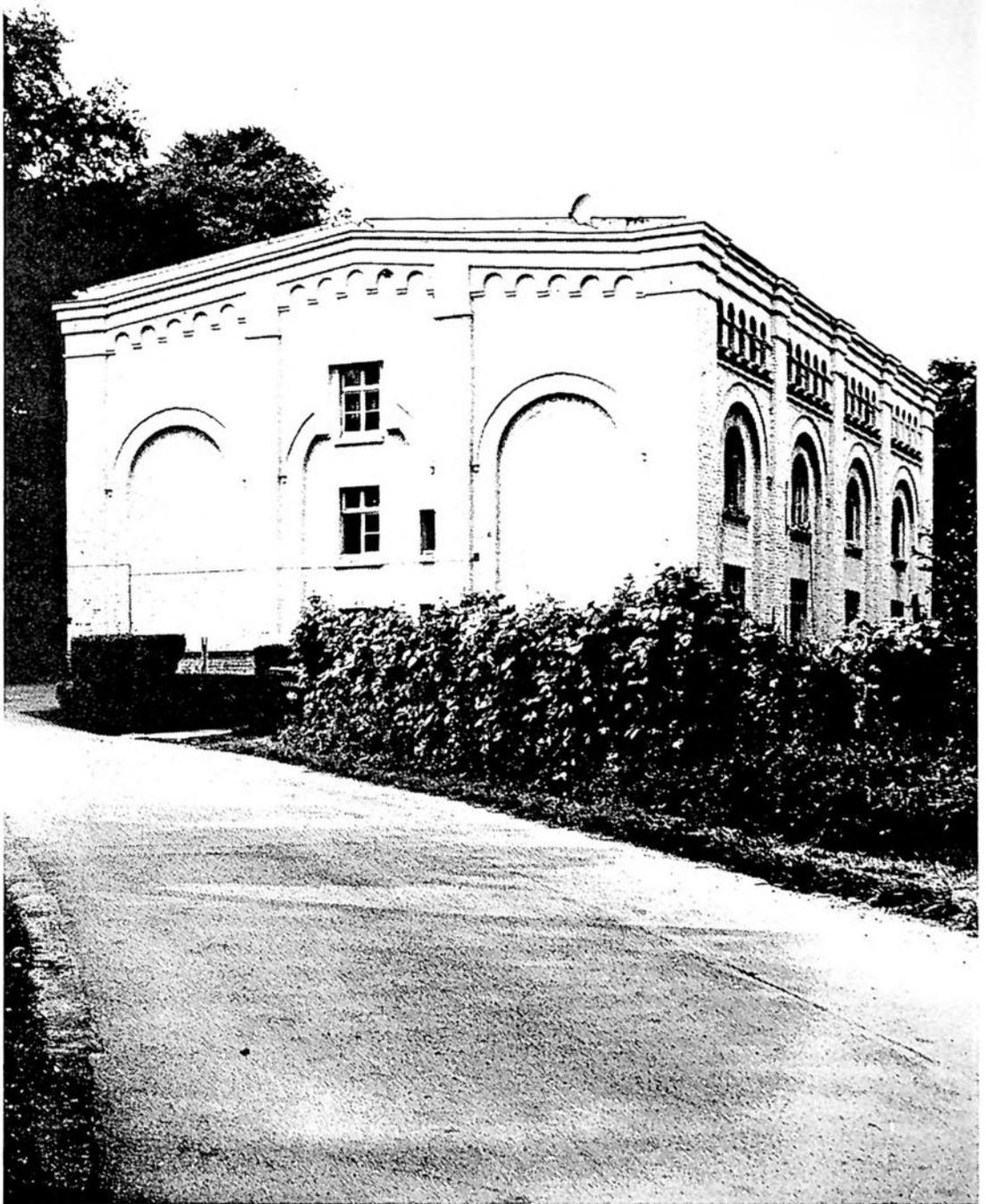
Der Bergbau kann im Stadtbezirk Bochum-Südwest auf eine lange Vergangenheit zurückblicken. Günstige geologische Verhältnisse führten schon früh dazu, daß die Kohle den Anwohnern bekannt war, und abgebaut wurde. Die Ruhr und die ihr zufließenden Bäche durchschneiden das Steinkohlengebirge und legen die kohleführenden Schichten frei, die so an den Talhängen sichtbar werden. Da das Karbon im hiesigen Raum nicht durch Deckgebirge überlagert ist, wurden oft auch auf den Hochflächen bei der Feldbestellung die Flöze freigelegt.

Auf den Höhen gewannen die Dahlhauser Bauern die Kohle in Kühlen so lange bis diese vom Regen- oder Grundwasser vollgelaufen, d. h. "abgesoffen" waren. In Streichrichtung der Flöze, die schon bald bekannt war, wurde dann die nächste Kuhle gegraben. An verschiedenen Stellen sind noch Reste dieses uralten Tagebaus in Form von Pinggen und kleinen Halden, auf die man die damals nicht verwertbare Feinkohle stürzte, zu finden. Als dieses einfache Kohlengraben wegen des gestiegenen Bedarfs an Kohle nicht mehr ausreichte, grub man wenige Meter tiefe Schächte. Über den Schacht setzte man einen Handhaspel und förderte die abgebaute Kohle in Körben oder Fässern zur Tagesoberfläche. Auch diese kleinen Schächte sofften bald durch Wasserzuflüsse ab, so daß man daneben einen neuen Schacht teufen mußte.

Die in den Dahlhauser Bergen zu Tage tretenden Flöze ließen sich leicht aus den Tälern und Siepen heraus durch Stollen erschließen, was bewirkte, daß hier in besonders großem Umfang Abbauberechtigungen beantragt und verliehen wurden. Bereits vor dem Jahr 1698 wurde in Oberdahlhausen im Sonnenschein Stollen im Bereich der späteren Tiefbauzeche Hasenwinkel durch den Gewerken Heinrich Köllermann und "seine Consorten" Steinkohle abgebaut. Der Abbau in der Berechtsame "General" geht auf die Herren zu Dahlhausen, die Freiherren von Elverfeldt, bis auf 1770 zurück. Die Entwicklung der Bergbaubetriebe führte schon 1783 im General und Sonnenscheiner Erbstollen zu einer ersten Zusammenarbeit der beiden Gewerkschaften Hasenwinkel/Sonnenschein und General/General-Erbstollen. Diese Entwicklung führte bis 1829/34 zur endgültigen Konsolidation "Hasenwinkel und Himmelscroner Erbstollen". So wurde der gesamte Bergbau im Tal der Linderbecke in einer Hand zusammengefaßt, was 1862 den Übergang zum Tiefbau ermöglichte.

Um an diesen Bereich der Geschichte des Stadtbezirkes zu erinnern, hat der Bergmannstisch Bochum Süd, ein Zusammenschluß von Mitgliedern der Vereinigung für Kunst und Kultur im Bergbau e. V., gemeinsam mit der Bezirksvertretung Bochum-Südwest über 30 bergbau-historisch interessante Stätten im Stadtbezirk erfaßt, in einer Informationsschrift beschrieben und zum Teil mit Info-Tafeln ausgestattet. Mit einer Wanderung durch die Bergbaugeschichte am Dahlhauser Berg ist es möglich diese technischen Denkmäler als gegenständliche Überlieferung zu erleben.

Walter E. Gantenberg



Maschinenhaus der Zeche Hasenwinkel, um 1890
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Hauptbahnhof Bochum (1955-57)

Das Empfangsgebäude des neuen Bochumer Hauptbahnhofes wurde von dem - damals 22jährigen - Architekten Heinz Ruhl entworfen und in den Jahren von 1955-1957 unter Leitung von Wilhelm Bangen erbaut.

Der Haupttrakt des Empfangsgebäudes besteht aus vier Vollgeschossen; er hat eine Länge von 146,45 Metern bei einer Tiefe von 14,4 Metern. Die stadtseitige Fassade des Empfangsgebäudes erfährt eine rhythmische Gliederung durch das mit Kalkstein verblendete Raster des Betonskelettes sowie die 58 Fensterachsen der drei Obergeschosse, die sich über dem verglasten Erdgeschoß erheben.

Das bestimmende Moment der Fassade ist jedoch die weit in den Bahnhofsvorplatz hineinragende, verglaste Empfangshalle, die von einer markanten, schmetterlingsförmig gekrümmten Spannbetonplatte mit einer vorderen Breite von 46,5 Metern überdacht wird. Die auf diese Weise entwickelte Wechselwirkung zwischen Raster und geschwungener Linie stellt ein wichtiges Gestaltungsmittel bei der architektonischen Durchbildung des Bochumer Empfangsgebäudes dar. Der Schwung der Gebäudefront wurde zudem bei der Bahnsteigüberdachung wieder aufgenommen.

Die reichhaltige Verwendung von Glasflächen bei der Gestaltung von Fassade und Empfangshalle folgt einem Konzept des Bahnhofsbau, wonach sich ein Bahnhof zur Stadt hin öffnen soll. Auf diese Weise wird für den Reisenden bereits innerhalb des Empfangsgebäudes durch die Glasfront hindurch eine optische Verbindung zur Stadt hergestellt.

Da der wiederaufgebaute Hauptbahnhof auf die Bedeutung Bochums hinweisen sollte und zugleich eine Versinnbildlichung des gelungenen Neuordnungsplanes darstellte, wurde auf eine aufwendige und durchdachte Ausgestaltung großen Wert gelegt, die sowohl in der Material-, als auch in der Farbwahl sorgfältig abgestimmt war, wie z.B. das kontrastreiche farbliche Wechselspiel der Fassade zeigt. Leider wird die Wirkung heute durch den Zentralen-Omnibus-Bahnhof und einem Vorbau für den U-Bahn-Eingang beeinträchtigt.

Beim Wiederaufbau des neuen Bochumer Hauptbahnhofes wurden stadtplanerische Erfordernisse in hohem Maße berücksichtigt. Gegenüber dem 1944 zerstörten alten Hauptbahnhof wurde die neue Bahnhofsanlage um ca. 650 Meter nach Osten verlegt, wodurch sie näher an die Kernstadt und wichtige Ausfallstraßen heranrückte. Zudem wurde so die Beseitigung der sogenannten "Mausefalle" möglich, da nunmehr die Unterführung der Viktoriastraße unter der Bahn großzügig gestaltet wurde.

Die zentrale Lage des neuen Hauptbahnhofes ermöglichte eine Neuordnung des Eisenbahnverkehrs sowie eine verbesserte Anbindung an das innerstädtische Nahverkehrs- und Straßennetz, gleichzeitig förderte die Verlagerung des Verkehrsschwerpunktes die Ansiedlung von Geschäften in diesem Teil der Innenstadt, der durch die Anlage von Bahnhof, Hauptpost und anderen öffentlichen Gebäuden einen starken Entwicklungsimpuls erhielt. Durch die Verlegung und den Neubau des Bahnhofes - nach den Worten G. Petschelts die Krönung der innerstädtischen Neuordnung - erhielt Bochum nach jahrzehntelangen Planungen ein modernes und repräsentatives Empfangsgebäude.

Noch heute zählt es zu den markanten Bauwerken der Bochumer Innenstadt und wurde daher bereits 34 Jahre nach seiner Erbauung auf seine Denkmalwürdigkeit hin überprüft.

Lutz Engelskirchen



Hauptbahnhof um 1960
Photo: Archiv Hans H. Hanke, Bochum; Repro. Stefan Kuhn, Bochum

Liebfrauenkirche Altenbochum (1888-90)

Als der Pfarrer und Probst der St. Peter und Paulskirche zu Bochum, Herr Kösters, am 5. November 1888 in einem feierlichem Akt den Grundstein der Liebfrauenkirche in Altenbochum legte, war die Gemeinde Altenbochum/Laer, die durch die schon lang geplante Pfarrteilung der St. Peter und Paul Gemeinde mit noch fünf weiteren neuen Pfarreien entstand, gerade acht Tage alt. Mit der Grundsteinlegung der Liebfrauenkirche wurde ferner eine Notkirche geweiht, die bis zur Fertigstellung der von dem Bochumer Architekten Bernhard Wieners entworfenen und errichteten neuen Kirche deren Funktionen übernahm.

Der aufgrund der Industrialisierung enorme Bevölkerungsanstieg und das dementsprechenden Wachstum der Mutterpfarrei St. Peter und Paul mit circa 38000 Katholiken gegen Ende des 19. Jahrhunderts machten eine intensive Gemeindegarbeit fast unmöglich. Eine Pfarrteilung wurde folglich unabdingbar, aber angesichts des Kulturkampfes (1871/79) erst in den 1880 Jahren verstärkt diskutiert, vorbereitet und letztendlich mit dem am 28. Oktober 1888 in Kraft tretenden Pfarrteilungsvertrages auch verwirklicht.

Die dreischiffige Hallenkirche mit Querhaus und polygonalem Chorabschluß wurde im neogotischen Stil aus roten Ziegeln erbaut.

Über dem Haupteingang erhebt sich ein 67,5 m hoher dreigeschossiger Turm mit einem spitzen, seit 1952 in Kupfer gedeckten Helmdach. Die jeweils rechts und links den Turm flankierenden Räume, wobei der Rechte den Nebeneingang aufnimmt und der Linke den Beichtraum, beherbergen im oberen Stockwerk das Hauptwerk der Orgel. Das Pedalwerk befindet sich zwischen ihnen.

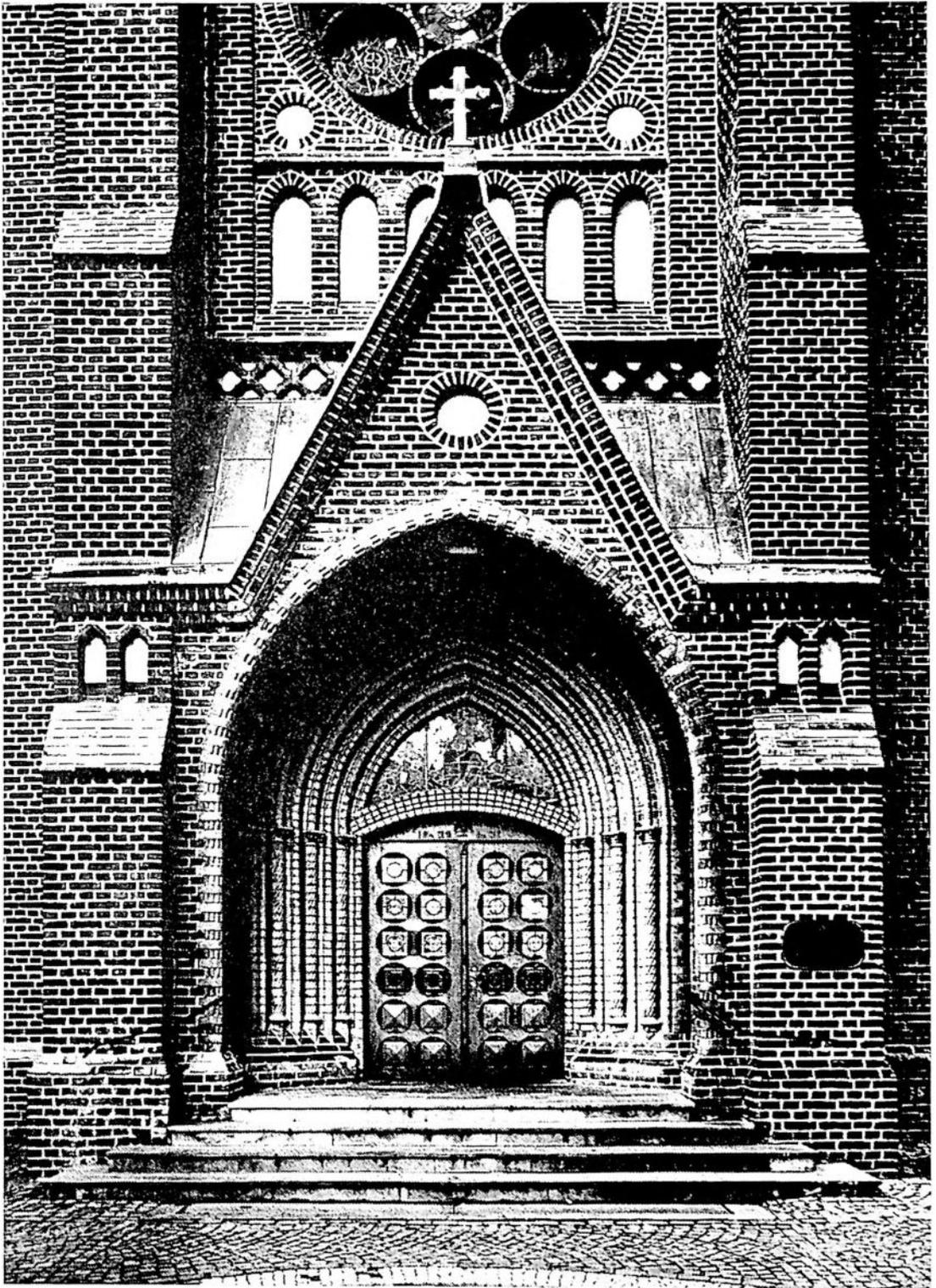
Das dreischiffige Langhaus, das sich durch Rundbogenpfeiler mit Blattornamenten in drei Joche gliedert, ist gleich dem südlichen und nördlichen Querhaus und den Nebenchören kreuzrippengewölbt. Vierung und Chor zeigen hingegen ein Sterngewölbe, wobei das Gewölbe des Chores weit komplizierter gestaltet ist. Die Außenwände der Seitenschiffe öffnen sich über einem durchgezogenen Gesims zu großen gotischen Fenstern. Bis auf das Tympanon-Fenster des südlichen Seiteneingangs und eine großes Rundfenster im südlichen Turmbau, die noch aus der Entstehungszeit sind, haben alle anderen Fenster, die die Kirche belichten, den Krieg nicht unbeschadet überstanden. Sie wurden in den 1950er Jahren erneuert.

Die Nebenchöre, die die Seitenaltäre aufnehmen, enden mit einem geraden Chorabschluß im Gegensatz zum polygonalen Abschluß des Chores, der den aufwendig gestalteten Hochaltar integriert. Hinter dem nördlichen Nebenchor wurde in den 1960er eine neue geräumigere Sakristei angebaut.

Fast die gesamte neogotische Inneneinrichtung der Kirche, die um die Jahrhundertwende entstanden ist, dazu zählen der Hochaltar, die beiden Seitenaltäre, das Chor-, Beicht- und Kirchengestühl, als auch die Orgelempore mit den beiden Orgelprospekten, gehört noch zu der ursprünglichen Ausstattung.

Das heutige Aussehen verdankt die Liebfrauenkirche einer aufwendigen Renovierung von 1989. Die farbige Innenraumgestaltung orientierte sich dabei weitgehend an einer überlieferten Gestaltung von 1906, die hauptsächlich die Architekturelemente akzentuiert. Ende der 1980er Jahre wurde die Kirche unter Denkmalschutz gestellt.

Astrid Dörnemann und Jürgen Lotterer



Liebfrauenkirche, Hauptportal
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Friemann-Hof (1796)

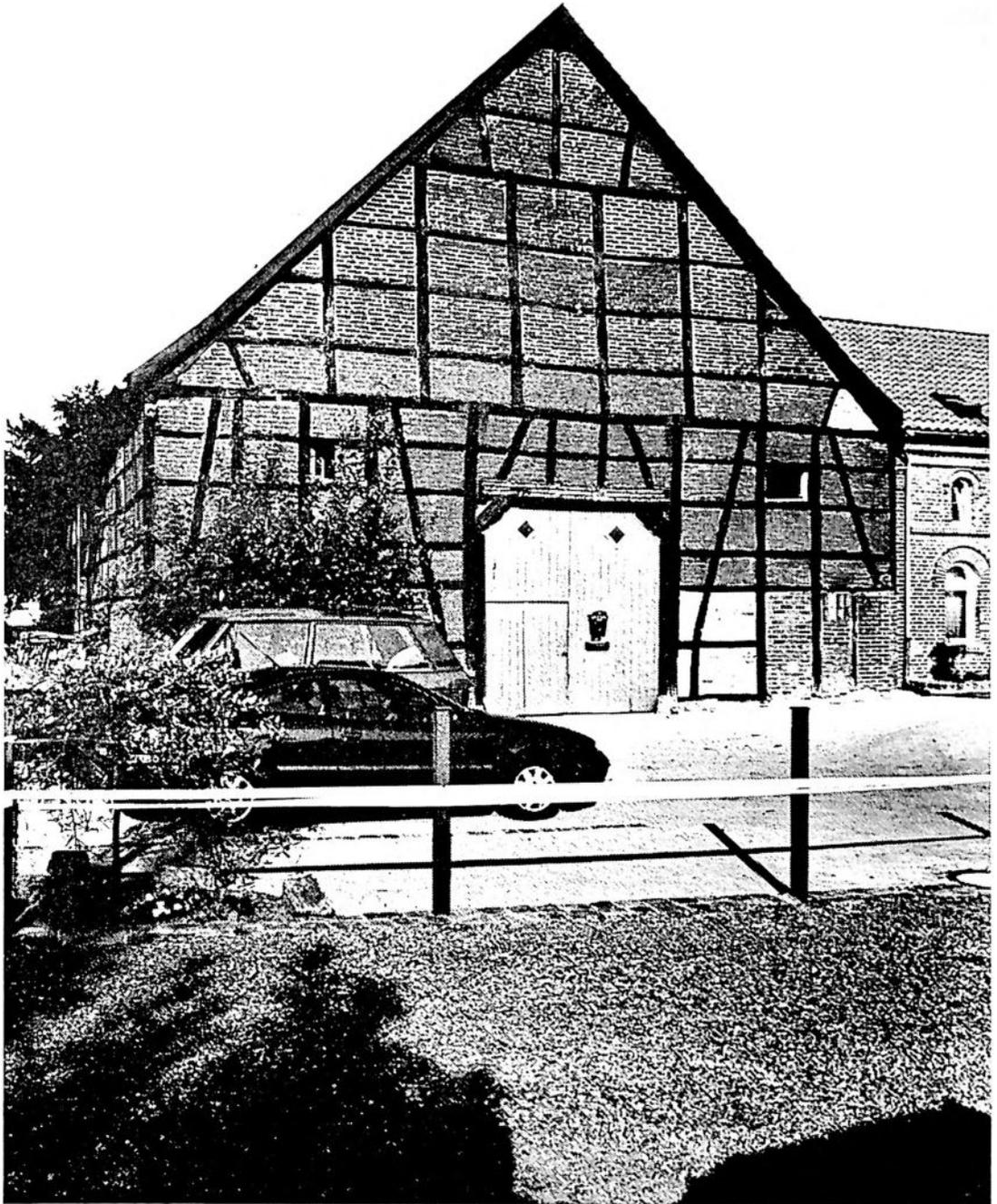
SCHAUT AUS DE THUR WO MAN IM HERN DE FRUCHTE FAHRT FUR GROS UND
KLEIN SCHAUT AUF DE THR WO MAN AUCH TRAGT AUS DESEM BAU DIE ZUM
UNTERHALT ... A FUREN DANK GEN HMEL SOLL (D)ESSEN MENSCHEN IM ...
SARG ZUM GRAB ZU RUHEN BIS AM JUNGSTEN TAG DES LEBEN F H FREMAN
BAUHERR AO 1796 M C HEMSOETH EHEFRAU FREMAN Q BAUFRAU DEN 25
NOVB
Inscription des Dellenbalkens am Friemann-Hof von 1796

Das heutige Gebäude des Friemann-Hofes besteht aus einem Langhaus, in dessen vorderem Teil sich früher die Stallungen befanden, und einem hinteren Teil, in dem der Wohntrakt untergebracht war. Es handelt sich dabei nicht mehr um ein typisches Fachwerkhhaus, dessen Bauweise aus Wandgerüsten (Rahmenwerk) und Holz (Balken) bestand, die mit Zweiggeflechten oder Latten und Lehm verfüllt waren. Die Zwischenräume des Fachwerks wurden stattdessen mit Mauerwerk ausgefüllt. Weiterhin präsentiert sich das Fachwerk heutzutage in einem roten anstelle des sonst üblichen weißen Anstriches. Ansonsten ist es zu einem großen Teil bereits renoviert, wobei der Besitzer des Hofes einen erheblichen finanziellen Anteil daran geleistet hat. Selbst der bei einem Feuer beschädigte Giebel ist fast wieder hergestellt, abgesehen von den bekannten Pferdeköpfen.

Der Friemann-Hof in Langendreer ist mit Sicherheit mehr als ein Jahrtausend alt, auch wenn das heutige Fachwerkhhaus, erbaut durch Johann Heinrich und Maria Catherina Friemann, erst aus dem Jahre 1796 stammt. Es handelt sich dabei um ein ehemaliges Freigut im erblichen Besitz der Familie Friemann, das zur "Limburgischen Krümmen Grafschaft" gehörte. Der älteste Vorfahre der Familie Friemann hieß Radmund und wird in dem Urbar, einem mittelalterlichen Steuer- und Abgabenverzeichnis, der Abtei Werden (882) als ansässig in "Villa Threiri" geführt. Vermehrt findet sich der Name Friemann dann in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Richter oder Schöffe der "Krümmen Grafschaft". Als Reichsfreie war es ihre Aufgabe, an den Sitzungen der Frei- und Vemeegerichte in der Grafschaft, aufgrund ihres besonderen Rechtsverhältnisses zum Reich, teilzunehmen. Die Gerichtsplätze erstreckten sich von Mengede über Langendreer, Herbede, Oespel, Brünninghausen und Aplerbeck bis Wickede.

Ein besonders wichtiger Vertreter dieser Familie war der Freigraf Johan Fryman, der dieses Amt von 1453 bis 1471 ausübte. Er besaß eine herausragende standespolitische Stellung, die ihn über seinen eigentlichen Freistuhl hinaushob. So reichte sein gerichtlicher Arm in den 1550er Jahren von Danzig im Osten bis Arnheim im Westen, von Lübeck im Norden bis Regensburg im Süden. Der selbstbewußte Freigraf riskierte sogar einen Konflikt mit dem Kaiser bzw. eine Absetzung durch den Kölner Erzbischof. Selbst gegen die wichtigen Reichsstädte Nürnberg und Regensburg ging der Freigraf vor, als diese seine Amtsenthebung betrieben hatten. Anscheinend war der Richterspruch dieses westfälischen Freigrafen sogar in Süddeutschland gefürchtet, denn die Stadt Augsburg, deren Rat Friemann vorgeladen hatte, schickte zur Klärung des Rechtsstreites den Reichs-Erbmarschall von Pappenheim nach Langendreer. Trotzdem fällt Friemann 1467 einen Urteilsspruch gegen die Bürgermeister und Räte der Stadt Augsburg. Im Jahre 1471 enden die urkundlichen Quellen über den Freigrafen Friemann. Entweder mußte er aufgrund einer Verfügung Kaiser Friedrichs sein Amt als Freigraf niederlegen, oder er starb zu dieser Zeit, da nach den Statuten die Freigrafen ihr Amt lebenslanglich ausübten. Ein Jahrhundert später erscheint in Freigerichtsurkunden wieder der Name Friemann, jedoch nur mit lokaler Bedeutung.

Hardy Priester



Friemann-Hof, Ostgiebel
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Malakowturm Julius Philipp (1875)

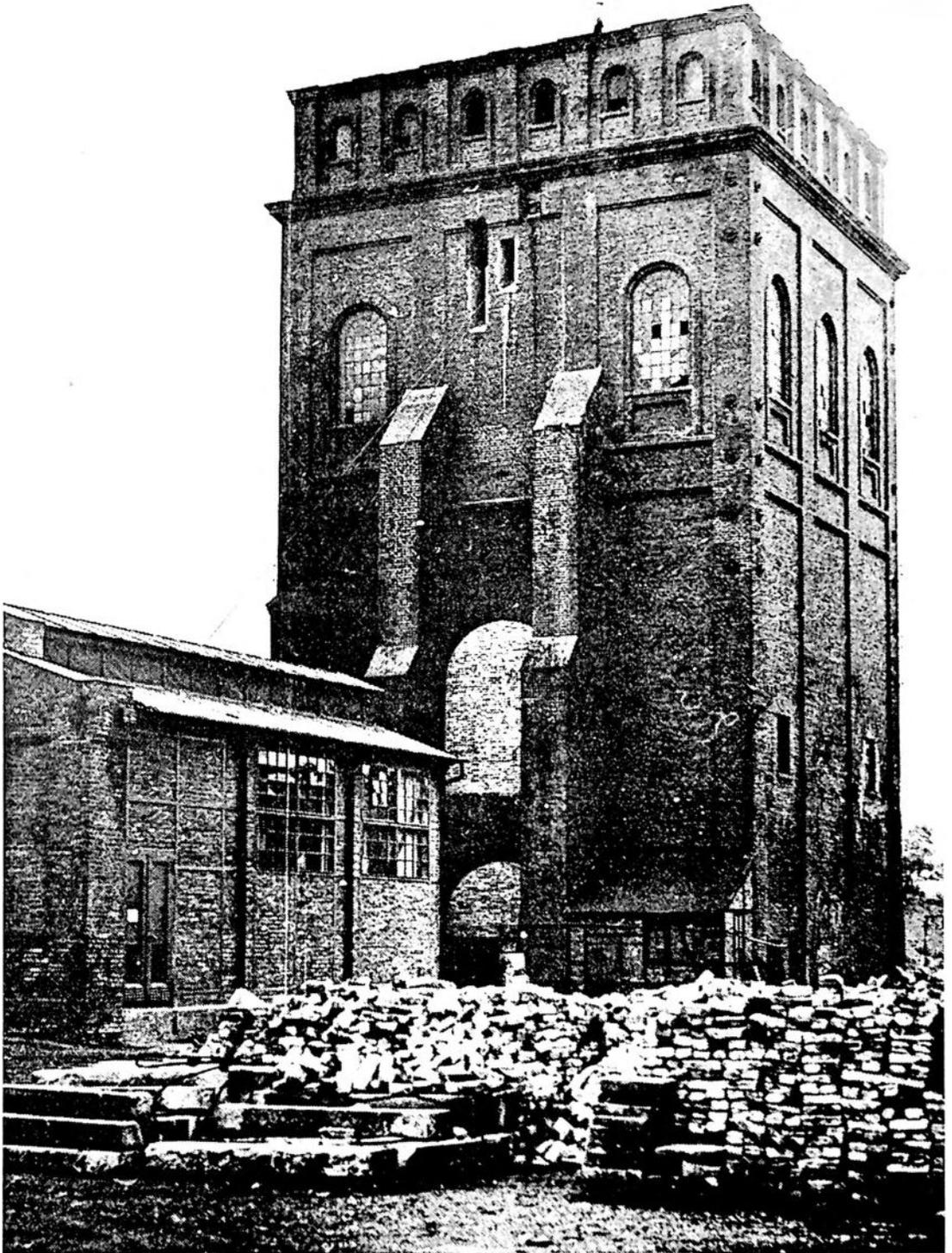
Der Malakowturm Julius Philipp, als einer der in Ziegelmauerwerk errichteten Schachttürme, illustriert den Übergang vom oberflächennahen Stollen- zum Tiefbau mit senkrechten Schächten. Erstmals zeigte sich hier die Ausbildung einer spezifischen Bergbauarchitektur mit unterschiedlichen Funktionszuweisungen einzelner Gebäude. Zwar begann 1875 im Ruhrbergbau die Ära der stählernen Fördergerüste, doch sprachen zunächst noch Sicherheitsbedenken und Kostengründe gegen eine umfassende Verbreitung. Der Name Malakow, der im allgemeinen Sprachgebrauch mit mächtig und stark gleichzusetzen ist, weist auf den Krimkrieg 1855 zurück. Die als unbezwingbar geltenden Türme der Befestigungsanlage Sewastopols mögen als Namensgeber für die massiven Schachttürme im Ruhrgebiet anzusehen sein. Tatsächlich erforderten die im Förderbetrieb auftretenden Schwingungen und horizontalen Zugkräfte Mauerwerksstärken von bis zu 2,50 m. Form und Größe dieser überwiegend in Backstein errichteten Schachttürme resultierten aus der Seilscheibenhöhe, die wiederum durch die Schachttiefe bedingt wurde. Die neoromanische Architektur des Malakowturm Julius Philipp, mit seinen Rundbogenfenstern, den Lisenen und Gesimsen, sowie die Strebebögen auf der Fördermaschinenseite, erinnert an die Formensprache mittelalterlicher Kirchen- und Wehrbauten.

Die Ursprünge der Zeche Julius Philipp gehen auf die beiden Stollenbetriebe Glücksburg (1842) und Julius-Philipp-Erbstollen (1838) zurück, die 1863 unter dem Namen Julius Philipp konsolidiert wurden. Namensgeber war der Bergrat Julius Philipp Heintzmann (1745-1794), der aus einer alten Harzer Bergmannsfamilie stammte. Er war "Freund und technischer Berater" des Freiherren von und zum Stein, der unter anderem zwischen 1780 und 1793 den märkischen Bergbau verantwortlich war. Heintzmann selbst war 1787 Miteigentümer von 63 der insgesamt 141 in Betrieb befindlichen Gruben des Ruhrgebietes. Der Übergang zum Tiefbau erfolgte 1875 mit dem Abteufen von Schacht I. Bereits zwei Jahre zuvor begann der Bau der Tagesanlagen, zu denen neben dem Malakowturm unter anderem auch ein Kesselhaus zur Energieversorgung und ein Fördermaschinengebäude zählten. Nach der Aufnahme der Förderung (1878) wurden 1879 eine Kohlenwäsche, 1885 eine Kokerei und 1891 eine Brikettfabrik errichtet.

Nachdem 1908 die Einstellung der Kohleförderung erfolgte, diente die Anlage zur Seilfahrt, Bewetterung und Wassererhaltung, der mit ihr verbundenen Zeche Prinz Regent. 1927 wurden die restlichen Tagesanlagen bis auf die Schachtfördereinrichtungen abgebrochen. Von den einst über 100 Malakowtürmen im Ruhrgebiet, existieren heute noch gerade vierzehn Exemplare, die die Welle der Zechenstillegungen mit anschließendem Abbruch in den sechziger und siebziger Jahren überstanden haben.

Die Ruhr-Universität Bochum übernahm 1973 den seit 1960 endgültig stillgelegten Malakowturm. Anfängliche Überlegungen zur Nutzung (Einbau von Wohnungen) wurden nicht verwirklicht, vielmehr entschloß man sich 1986/87 in den Turm das Institut für die Geschichte der Medizin und die medizinhistorische Sammlung der Ruhr-Universität Bochum unterzubringen. Von Januar 1989 bis April 1990 dauerte die Restaurierung und der Umbau, wobei die Sicherung des als nicht standsicher angesehenen verfüllten Schachtes, der eine Gefahr für die Stabilität des Turmes bedeutet hätte, im Mittelpunkt stand. Zum 25jährigen Jubiläum der Ruhr-Universität wurde der Malakowturm Julius Philipp mit seiner neuen Aufgabe der Öffentlichkeit übergeben.

Hardy Priester



Zeche Julius Philipp, Malakowturm und Fördermaschinengebäude nach 1927
Photo: Archiv Institut für Geschichte der Medizin der Ruhr-Universität Bochum

Villa der Ärztekammer an der Kurfürstenstraße 24 (1913)

Die Kurfürstenstraße, benannt nach dem "Großen Kurfürsten" Friedrich Wilhelm von Brandenburg, bildet die südliche Begrenzung des Bochumer Stadtparks und zählt zu den älteren Straßen des Wohnviertels rund um die Grünanlage.

Die zunächst spärliche Bebauung beschränkte sich um die Jahrhundertwende auf die Straßenecke zur Wilhelmstraße (heute Kortumstraße) bzw. zur Bergstraße. Erst mit der gezielten Förderung des Baus von Häusern und Wohnungen mit gehobenem Komfort durch die Kommune, begann auch die weitere Bebauung der Kurfürstenstraße Richtung Osten zur damaligen Cäcilienstraße (heute Klinikstraße), wo seit 1911 die Lutherkirche einen städtebaulichen Bezugspunkt darstellte. Resultat dieser städtischen Bemühungen, die sich allerdings vorwiegend auf das Viertel zwischen Berg- und Herner Straße konzentrierten war, also ein repräsentativer, alleerartiger Abschluß des Stadtparks. Dabei wurde eine im Bebauungsplan von 1910/14 vorgesehene beidseitige Bebauung der Kurfürstenstraße nicht verwirklicht.

Die Villa mit der Hausnummer 24 wurde vermutlich 1913 fertiggestellt; letzte Sicherheit fehlt hier allerdings, da das Gebäude auf einer Karte des Stadtparkviertels von 1914 noch fehlt. Von Anfang an als Büro- und Wohngebäude konzipiert, wurde das Haus in den 1920er Jahren von der damaligen Reichsärztekammer übernommen und im Inneren dementsprechend gestaltet. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte der nahtlose Übergang an die Ärztekammer Bochum, deren Sitz sich noch heute in der Kurfürstenstraße 24 befindet.

Auffällig an dem Gebäude, eines der repräsentativsten der ganzen Straße, ist zunächst der Eingangsbereich. Über eine Freitreppe gelangt der Besucher zu einer mit Doppeltüren abgeschlossenen Loggia. Eingerahmt wird diese durch einen balkonbekrönten Portikus, welcher durch antikisierte, aus Werkstein gefertigte Rundsäulen getragen wird. Eine Abrundung dieses geschlossen bzw. kompakt wirkenden Erscheinungsbildes ergibt sich durch den mauerumsäumten Vorgarten. In Anbetracht des schloßartigen Eindrucks des Gesamtgebäudes ist das Relief über dem Eingang zumindest ungewöhnlich zu nennen. Es zeigt eine Bauernhofidylle mit Hofgebäude, Personen und Tieren. Bisher gibt es noch keine schlüssige Interpretation für diesen (scheinbaren) Bruch.

Dem Inneren des zweistöckigen Gebäudes ist heute noch deutlicher Repräsentationscharakter anzumerken. Foyer und Sitzungssaal präsentieren sich gediegen in dunkler Holzvertäfelung, die originale, durch den Krieg nicht in Mitleidenschaft gezogene Möblierung paßt sich dem an. Dominiert wird das Foyer durch ein Glasmosaik mit dem Äskulapmotiv sowie ein Ölgemälde des ersten Direktors des Bergmannsheils.

Die Villa an der Kurfürstenstraße 24 wurde 1989 in großen Teilen restauriert, unter anderem wurde die Fassade gesäubert und der Balkon ausgebessert. Als eingetragenes Baudenkmal gehört sie zu einem Straßenensemble, daß aufgrund seines stadtbildprägenden Charakters erhaltenswürdig ist.

Kerstin Michel



Kurfürstenstraße 24, Portal
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Sparkasse Bochum (1925-28)

Als 1924 die Jury über die eingereichten Entwürfe für einen Neubau der Bochumer Kommunalbank AG beriet, fiel die Entscheidung zugunsten der Arbeit des Düsseldorfer Architekten Prof. Dr. Wilhelm Kreis (1873-1955). Näheres über die entscheidende Jurysitzung ist nicht überliefert, doch scheint die Mitglieder der imposante Entwurf und die geschickte Ausnutzung des vorhandenen, spitzwinkligen Grundstückes gegenüber dem Kaufhaus Alsberg (heute Kaufhaus Kortum) überzeugt zu haben.

Durch den Generalbebauungsplan zur Veränderung des historischen Stadtgrundrisses von 1912/13, der den Abriss der kleinen ein- und zweigeschossigen Fachwerkhäuser an der Grabenstr. und der Schützenbahn enthielt, wurde die charakteristische Geländesituation festgelegt, die die spätere Gebäudeform bestimmte. Wilhelm Kreis, als Nachfolger von Peter Behrens Professor an der Kunstakademie Düsseldorf von 1920-26 und ab 1926 Ehrendoktor der TH Dresden, nutzte die städtebaulichen Vorgaben, in dem er die spitzwinkelige Ecklage in eine breite Flächenrundung übertrug.

Die flächige Muschelkalksteinfassade des geschwungenen Gebäudekomplexes mit bündig liegenden Fenstern und weitauskragenden Dachgesims wird durch ein Gesims zum Sockelgeschoß abgetrennt. Der Haupteingang zur abgerundeten Ecklage ist mit Profilen gerahmt, die von den großen Fenstern im Sockelgeschoß in vereinfachter Form wieder aufgenommen werden. Die auf jegliche Ornamentierung verzichtende Quadergliederung der Fassade, welche durch die ursprüngliche Sprossengliederung der Fenster unterstützt wurde, spielt mit der Monumentalität und der strengen, sachlichen Form des Objektes. Hierzu trägt auch das Maßstabsverhältnis der Fenster zur Gesamthöhe des Gebäudes (30 m) bei. Im Innenraum zeugt heute nur noch das bemerkenswerte Treppenhaus von den ursprünglichen Ausstattungen. Die geschwungene Form der Außenfront wurde im Treppenraum wiederaufgenommen

Das neuerrichtete Gebäude, oftmals auch als "Bügeleisen" bezeichnet, sorgte nicht nur in der Bochumer Bevölkerung für Aufsehen, wie es ein Kritiker damals bemerkte: "Im engsten Nebeneinander von wenigen Metern Straßenbreite spielte sich ein nahezu dramatisches Bild des Uebergangs von der Vergangenheit zur Zukunft einer modernen Großstadt ab."

Die Gebäudeform erinnert an den Bug eines Ozeandampfers und sollte - ähnlich wie bei Fritz Högers Chile-Haus in Hamburg - den wirtschaftlichen Aufschwung und den Aufbruch in ein 'neues Zeitalter' versinnbildlichen.

Während der schweren Luftangriffe auf die Bochumer Innenstadt im Juni 1943 und im November 1944 wurde das Sparkassen-Gebäude zwar schwer beschädigt, stand aber schließlich als halbwegs intakter Baukörper inmitten des Trümmerfeldes der Altstadt. Es wurde unter der Leitung des Bochumer Architekten Bernhard Wielers, der als ein Schüler Wilhelm Kreis bereits in den 20er Jahren die örtliche Bauleitung übernommen hatte, 1948 nahezu unverändert wiederhergestellt.

Im Zuge von Erweiterungsmaßnahmen in den 50er Jahren wurde an den ursprünglichen Gebäudekomplex in südöstlicher Richtung ein neuer Gebäudeteil angefügt. Dieser, von dem Bochumer Architekten Clemens Korn entworfene Anbau, korrespondiert in seinen Bauformen mit dem Altbau. Ein erster Umbau des Anschlußgebäudes fand unter Leitung des Remscheider Architekten Walter Arns, 1963-65, statt.

Mit der Neugestaltung des Dr.-Ruer-Platzes durch den Bochumer Architekten Karl Friedrich Gehse, 1980-82, und den Einbau von kleinen Geschäften durch Ing.-Ges. Schürmann/Spännel ebenfalls aus Bochum, erhielt auch die Sparkasse ihr heutiges Aussehen.

Astrid Dörnemann



SparKasse Bochum nach 1945
Photo: SparKasse Bochum

Stiepeler Dorfkirche (seit 1008)

Mit der ehemaligen Marienwallfahrtskirche im Ortsteil Stiepel besitzt Bochum ein vorindustrielles Baudenkmal von überregionaler Bedeutung. Der Ursprungsbau wurde um 1008 durch die Gräfin Imma, Schwester des Bischofs Meinwerk von Paderborn, gegründet und in der Folgezeit mehrfach umgebaut und erweitert: Grabungen während der Wiederherstellungsarbeiten im Jahre 1952 unter Friedrich J. Esterhues ergaben als Ursprungsbau eine kleine Saalkirche mit eingezogener, gestelzter Apsis, die außen viereckig ummantelt war. Der Nachfolgebau, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts an gleicher Stelle entstand, war eine romanische Basilika mit einem einjochigen Mittelschiff, einem dreijochigen Querhaus einem Chorjoch und einem Westturm. Im 13. Jahrhundert wurde die Basilika dann zu einer eingewölbten Hallenkirche umgebaut, wobei die alten Querhauswände und die vorhandenen Nebenapsiden in den Neubau miteinbezogen wurden. Auch der bestehende Turm wurde -zumindest im Kern- noch von dem Vorgängerbau übernommen. Der heutige Bau ist eine dreischiffige, zweijochige Hallenkirche mit einem Westturm und einem 3/8 Chorabschluß. Die Seitenschiffsjoche und die Seitenapsiden sind außen mit zum Teil erhaltenen Rundbogenfriesen über jeweils vier Lisenen geschmückt.

Von besonderer Bedeutung ist die Stiepeler Dorfkirche jedoch nicht nur aufgrund ihres hohen Alters, sondern insbesondere aufgrund der weitgehend erhaltenen Wandmalereien im Kircheninneren. Die Darstellung biblischer Szenen in Form von Wandmalereien, wie dies in Stiepel anzutreffen ist, diente im Mittelalter nicht nur als Zierde des Innenraumes, sondern hatte auch die Aufgabe, der des Lesens und Schreibens meist nicht mächtigen Bevölkerung biblische Inhalte auf anschauliche Weise zu vermitteln.

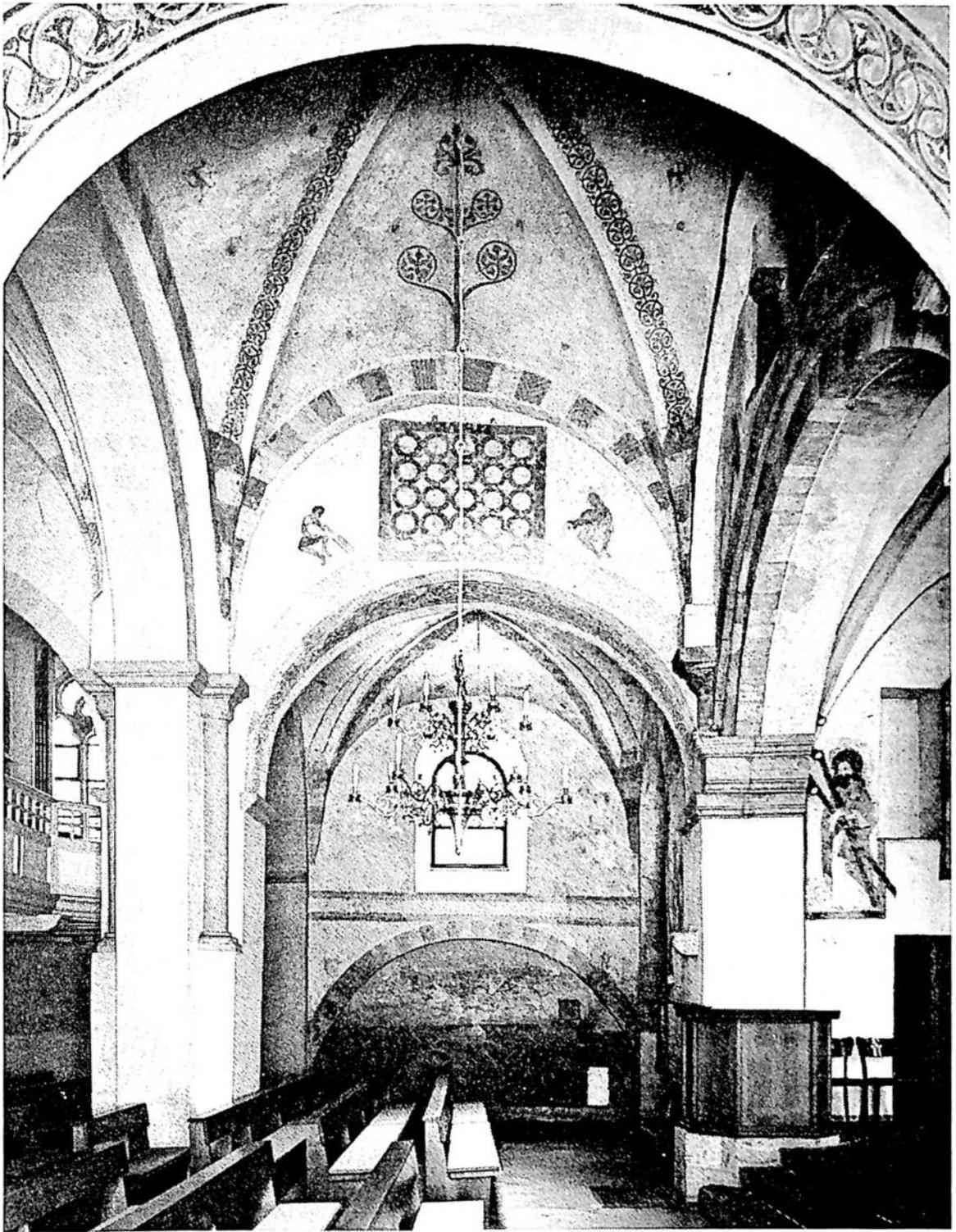
Nachdem aus der katholischen Marienwallfahrtskirche im Zuge der Reformation eine evangelische Pfarrkirche wurde, wurden die Wandmalereien übertüncht. Erst seit 1952 wurden die Wandbilder wieder freigelegt und restauriert. Hierbei stellte sich heraus, daß die Wandbilder zu unterschiedlichen Zeiten gemalt wurden: In das dritte Viertel des 12. Jahrhunderts wird der segnende Christus in der mittleren Nische der Blendarkade über dem Triumphbogen datiert, der sich besonders durch die fließend und bewegt gemalten Gewänder auszeichnet. Darunter ist eine Darstellung der Gestalten von Kain und Abel erkennbar.

An den Schildwänden der Vierung befinden sich hockende Jünglinge, die Wasserkübel ausgießen; dieses Motiv ist als eine Personifizierung der vier Paradiesflüsse anzusehen. In der nördlichen Nebenapsis konnte eine sehr qualitätvolle Darstellung des Kindermordes von Bethlehem freigelegt werden. Auf der östlichen Querhauswand wurde die Flucht nach Ägypten dargestellt.

Die ornamentalen Gewölbemalereien und die Darstellung des Drachenkampfes des heiligen St. Georg gehören hingegen einer späteren Ausmalungsperiode an; sie entstanden in spätgotischer Zeit, in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Mit einem weiteren Motiv des Drachenkampfes an der Nordwand des Chores sowie einer Darstellung der Apostel, des Abendmahles und von Paradisszenen aus dem 16. Jahrhundert schließt die bedeutende Ausmalung des Kirchenraumes ab. Von der Innenausstattung blieben insbesondere ein Sakramentshäuschen mit Kreuzigungsgruppe aus dem 16. Jahrhundert, sowie ein achtseitiger, spätgotischer Taufstein in Pokalform erhalten.

Abschließend sei noch auf die schöne Lage des Baudenkmales inmitten eines erhöht gelegenen, durch einen Spitzbogen zu betretenden Kirchhofes hingewiesen. Auf dem Friedhof befinden sich noch zahlreiche, in ihrer Gestaltung für die Gegend typische Grabsteine aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Lutz Engelskirchen und Jürgen Lotterer



Stiepeler Dorfkirche, Innenansicht
Photo: Westfälisches Amt für Denkmalpflege

Neues Rathaus Wattenscheid (1957)

Nach rund zweijähriger Bauzeit wurde am 21. November 1957 der Neubau trakt des alten Rathauses eingeweiht. Ist der Altbau im Neorenaissancestil ein typisches Beispiel des Späthistorismus, so weist der rot verklankerte Flachdachbau alle wesentlichen Merkmale der 50er-Jahre-Architektur auf.

Über einem massiv gemauerten Kellergeschoß erhebt sich ein leicht gekurvt es viergeschossiges Gebäude, dessen tragendes Gerüst aus einem Stahlbetonskelett besteht. Die Ausfachungen sind geziegelt. Sichtbar wird diese für die Nachkriegsjahre typische Konstruktionsart an der Gestaltung der Fassade: die Stützen des Skelettes sind gleichzeitig Rahmung der seriell nebeneinander gereihten, hochrechteckigen Fenster, durch helle Werksteinverblendung auch optisch vom Rot der Klinker abgesetzt.

Ebenso zeittypisch ist die Gestaltung des Haupteingangs an der Friedrich-Ebert-Straße. Mittig über Stufen liegt eine mehrflügelige Eingangstür, deren Scheiben in schmale Metallprofile gefaßt sind; darüber, abgestützt auf zwei nach unten sich verjüngende Bauteile, eine leicht gewölbte und weit ausgeladene Betonschale als Schutz gegen Wind und Wetter.

Auch das Treppenhaus spricht in Konstruktion und Ausstattung deutlich die Sprache der Nierentisch-Ära. In lichter Verglasung halbkreisförmig aus der Gebäudeflucht springend, beherbergt es eine ebenso schwungvoll gewendete Treppe mit filigran geschmiedetem Geländer. Auf jedem Treppenabsatz findet der Besucher ein farbiges Wandmosaik mit Szenen aus dem ländlichen Leben und der industriellen Arbeitswelt.

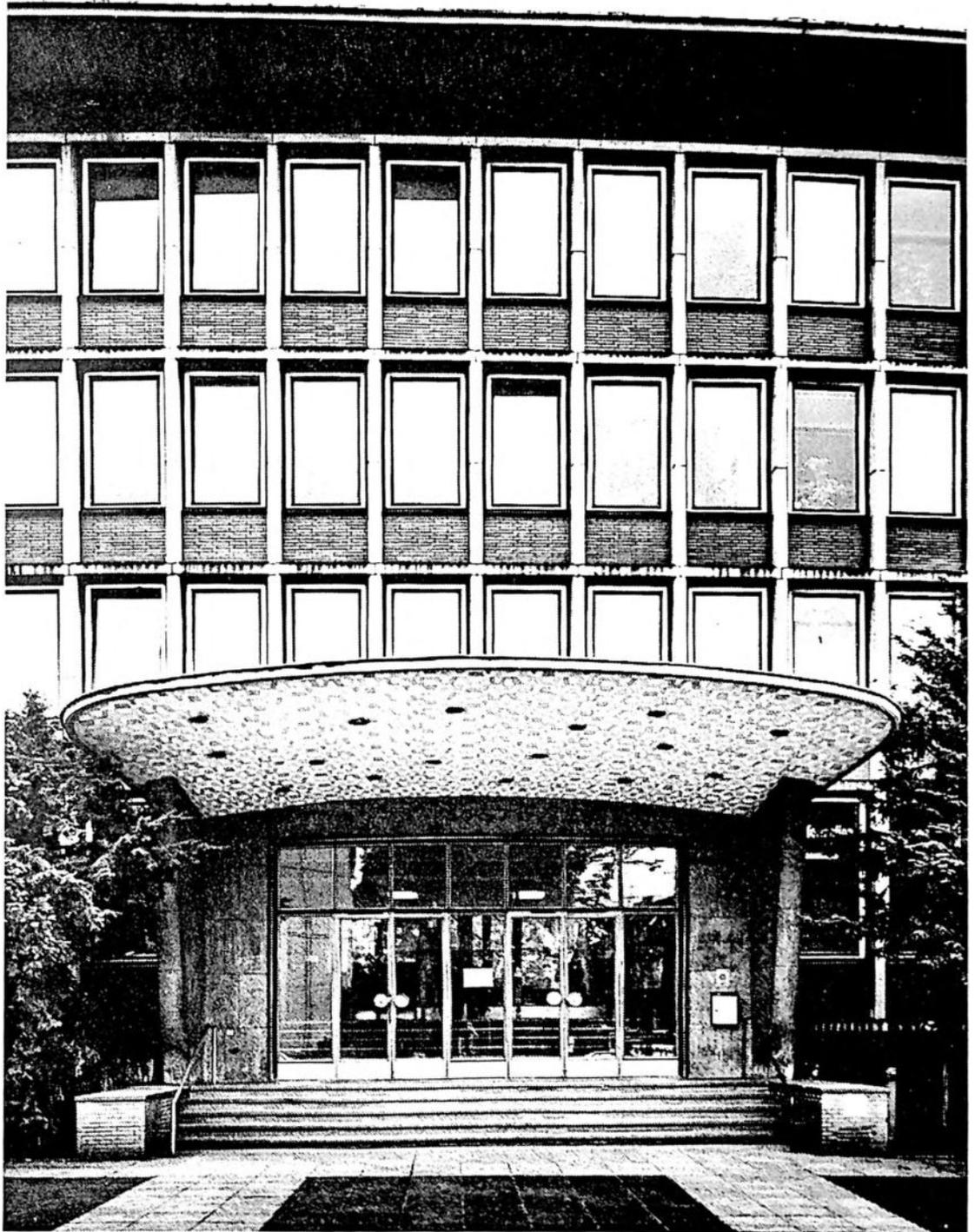
Tonangebend beim Bau des neuen Rathauses war letztlich jedoch mehr Zweckmäßigkeit denn "Großmannssucht". Geplant war ein funktionaler Erweiterungsbau, der bislang über die Stadt verstreuten Ämter unter einem Dach vereinigt. Diesem Wunsch entspricht ebenso die nach Kriegsende vorgenommene Neugestaltung der Innenstadt, insbesondere die der alten, verwinkelten Rathausstraße. Durch den Bau einer breiten Verbindungsstraße zwischen Freiheit und August-Bebel-Platz, dem Verkehrsknotenpunkt der City, war es möglich, einen großflächigen, den Bürger quasi einladenden Rathausplatz zu schaffen, den es zuvor nicht gegeben hatte.

So ist das Neue Rathaus Wattenscheid nicht nur architektonisch, sondern auch städtebaulich ein bedeutendes Zeugnis der 50er Jahre. Es steht seit Anfang 1991 unter Denkmalschutz.

Sigrid Godau

Literatur:

100 Jahre altes Rathaus Wattenscheid 1884-1984, hg. von der Stadt Bochum, Bezirksverwaltungsstelle Wattenscheid in Verbindung mit dem Stadtarchiv, Bochum 1984
Marina von Assel, Kunst auf Schritt und Tritt in Bochum, Bochum 1992, S. 42



Neues Rathaus Wattenscheid, Portal
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Jahrhunderthalle (1902)

1902 anlässlich der Industrie- und Gewerbeausstellung in Düsseldorf errichtet, diente die Jahrhunderthalle neben der Ausstellung von beeindruckenden Maschinenteilen vor allem der Repräsentation des "Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation". Diese Ausstellung aufgrund ihrer Größe und Bedeutung genannt, war ein wichtiges Forum zur Präsentation der rheinisch-westfälischen Industrie.

Hinter der monumentalen Fassade, gleich einer historisierenden, Dauerhaftigkeit und Würde vermittelnden Hülle, bleibt die tragende Stahlkonstruktion verborgen. Sie erschließt sich auch heute noch dem Besucher erst beim Betreten der Halle.

Das äußere Erscheinungsbild, eine dreischiffige, basilikale Halle mit Querbau und flankierendem, 70 m hohem Glockenturm, ließ durchaus Assoziationen mit einem Sakralbau zu. Die Kombination von Stahlkonstruktion und Gipsfassade, die mit stilistisch übersteigerten neogotischen Elementen geschmückt ist, mittels der "eine Aufwertung der zur Schau gestellten Waren der industriellen Massenproduktion durch eine 'anspruchsvolle' Architektur erreicht werden sollte." (zitiert nach Robeck, S. 11)

Von Beginn an war der von der Düsseldorfer Stahlbaufirma Lehmann errichteter "Pavillon des Bochumer Vereins" so konzipiert, daß die Stahlkonstruktion nach dem Ausstellungsende demontiert und auf dem Gelände des Bochumer Vereins wieder aufgebaut werden konnte, wo ihm bis zum Ende der 1920er Jahre das heutige Aussehen verliehen wurde.

Die repräsentative Stuckfassade wich einer Verkleidung aus massivem Backstein, der Glockenturm als auch das Querhaus des Düsseldorfer Pavillons wurden in Bochum nicht wieder montiert. Die Jahrhunderthalle wurde zum reinen Zweckbau, was nun auch mittels der Außenarchitektur sichtbar wurde. Im Gegensatz zum schlichten Äußeren verlor der Innenraum, der durch Dreigelenk-Bogenbinder beherrscht wird, seinen festlichen und lichten Charakter nicht.

Die Halle besitzt nach einer Erweiterung in den 20er Jahren eine Länge von 76,15 m. Die Breite des Mittelschiffes beträgt 19,10 m, die der beiden Seitenschiffe je 6,60 m. Insgesamt ergibt sich eine Grundfläche von 2572 m².

Die Jahrhunderthalle diente seit 1903/04 als Gaskraftzentrale, in der mit großen Gebläsen und Generatoren die Energieversorgung für den Hochofenbetrieb erzeugt wurde. Nach der Stilllegung der Hochofen Ende der 1960er Jahre und der Übernahme des Bochumer Vereins durch die Firma Krupp wurde die Halle als Lager und Wirtschaftsgebäude genutzt.

Das ehemalige Gelände des Hochofenwerkes befindet sich heute im Besitz der Landesentwicklungsgesellschaft (LEG), die den Abbruch der restlichen Tagesanlagen und die Sanierung der kontaminierten Böden durchführte.

Seit dem 23.09.1991 ist die Jahrhunderthalle unter Denkmalschutz gestellt, da sie als anschauliches Dokument für die Entwicklung der Wirtschaft-, Sozial- und Stadtgeschichte Bochums anzusehen ist. Unterdessen wird sie für kulturelle Veranstaltungen wie Konzerte und Ausstellungen genutzt. Vorgesehen ist, dieses Relikt der Ausstellungsarchitektur von 1900 zum integralen Bestandteil der im Planungsstadium befindlichen "Innenstadt West" zu machen.

Ina Minner



Jahrhunderthalle auf der Industrie- und Gewerbeausstellung in Düsseldorf, 1902
Photo: Repro. Stefan Kuhn, Bochum

Bauten des Bochumer Hauptfriedhofs am Freigrafendamm (1939)

Genau in der Achse der etwas kurz geratenen Prachtstraße Freigrafendamm stößt man auf den 1939 fertiggestellten Gebäudekomplex des Hauptfriedhofs.

Bereits 1925 begannen die Planungen für diese Friedhofsanlage, als die Bevölkerungszahl Bochums wuchs und die vorhandenen Begräbnisstätten nicht mehr ausreichten. Obwohl die gärtnerische Gestaltung des Geländes in den Folgejahren zügig voranschritt, verzögerte sich der Baubeginn der Friedhofsgebäude bis 1935. Die schon in den 20er Jahren betonte Absicht, einen großstädtischen Musterfriedhof zu schaffen, fand dabei im Rahmen der reichsweiten nationalsozialistischen Umgestaltungspläne auch in der 'Gauhauptstadt' Bochum ihr Echo. Der Architekt und Stadtrat Timmermann übernahm die Planung und nach vierjähriger Bauzeit besaß Bochum nach zeitgenössischer Ansicht "eine der schönsten Anlagen Deutschlands" deren "einzigartige Bauten als ein Dokument unserer Zeit Ausdruck verleihen werden" (Bochumer Anzeiger vom 22.4.1939).

Verklärung des Todes durch übersteigerte Ahnenverehrung, nationale Opferbereitschaft und soldatischen Mythos, 'ewigen' Machtanspruch und Verkörperung in der Architektur öffentlicher Gebäude - beide Elemente der NS-Ideologie spiegeln sich im Erscheinungsbild der Friedhofsgebäude wider.

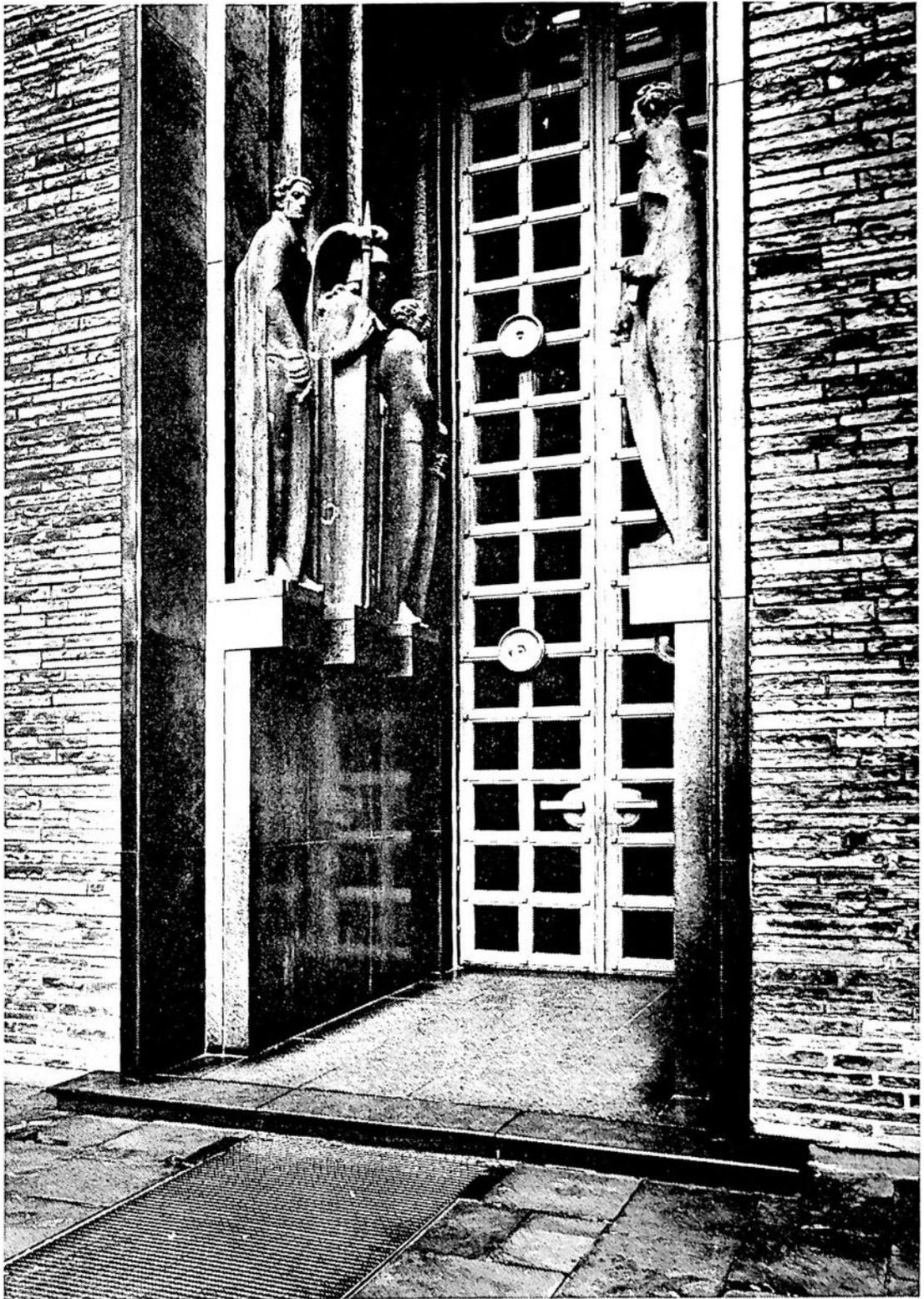
Vom Freigrafendamm aus hat man freien Blick auf die Säulen der über 14 m hohen, an einen antiken Tempel erinnernden Trauerhalle. Langgestreckte, eingeschossige Flügelbauten sollten zur Straße hin den Tod vom Leben trennen. Der gitterbewehrte Haupteingang liegt vor einem großen Ehrenhof, der durch die große Trauerhalle, Sargkammern, eine kleine Trauerhalle sowie das demgegenüberliegende Friedhofsgelände begrenzt wird.

Rechts und links vom Haupteingang befinden sich an klösterliche Kreuzgänge erinnernde 'Wandelgänge'. Die große Trauerhalle überragt alle anderen Gebäude und beherrscht die Atmosphäre des gesamten Platzes. Hohe Pfeiler umschließen eine offene Vorhalle und machen den Blick frei auf die fast ebenso hohe Metallkassettentür. Sechs 2,75 m große Plastiken des Hamburger Bildhauers Ludwig Kunstmann flankieren den Eingang, wobei je drei Figuren links die alte Generation der "Helden" des 1. Weltkriegs, rechts die neue Generation der "Kämpfer" des "neuen Reiches" symbolisieren sollten.

Der 20 m lange, 9,50 m breite und 14m hohe Innenraum der großen Trauerhalle wurde durch 12 m hohe Fenster beleuchtet, die einen sogenannten "Totentanz" mit verschiedenen Berufsgruppen und einem in den Tod schreitenden SA-Mann darstellten, heute aber nicht mehr existieren. Hinter der Trauerhalle liegt ein weiter Hof, der das im Verhältnis zu anderen Friedhöfen übergroß dimensionierte Krematorium, Werkstätten sowie Arzt- und Obduktionsräume beherbergt. Alle Gebäude sind mit grau-grünem, in niedriger Schichtung vermauertem Ruhrsandstein verkleidet.

Mit Ausnahme der fehlenden Fenstern der Trauerhalle bieten die Gebäude noch heute ein weitgehend originales Erscheinungsbild. Mit ihrer neoklassizistischen Durchbildung entsprechen sie dem architektonischen Programm der NS-Ideologie und erinnern so an eine Epoche der deutschen Geschichte, die auch an Bochum nicht spurlos vorüberging.

Johannes Sträter & Jens Tampier



Friedhof Freigrafendamm Portal der großen Trauerhalle
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Zeche Hannover I/II/V (1857)

Zwischen 1847 und 1855 waren verschiedene Bohrungen in der Gemeinde Hordel bei Bochum auf Kohle gestoßen. Die daraufhin vom Bergamt verliehenen Grubenfelder erwarb 1856 die "Hannover'sche Bergwerksgesellschaft Hostmann & Comp." und gründete die Zeche "Sechs Brüder und sechs Schwestern". Während der 1860er Jahre setzte sich dann nach der Herkunft des Gründers langsam der Name "Hannover" durch.

Nach mehreren Besitzerwechseln erwarb Alfred Krupp am 27. Juni 1872 Hannover I/II, um die Kohleversorgung seiner Werke zu sichern. 1878 wurde auf Schacht II die erste Koepe-Fördermaschine durch den damaligen Werksdirektor Friedrich Koepe installiert. Weitere Meilensteine in der Geschichte der Zeche stellen 1942 der erste Hobelstreb des Ruhrgebietes sowie fünf Jahre später die Inbetriebnahme der weltweit ersten Vierseilförderung dar, die es ermöglichte "große Lasten aus großen Teufen" zu heben.

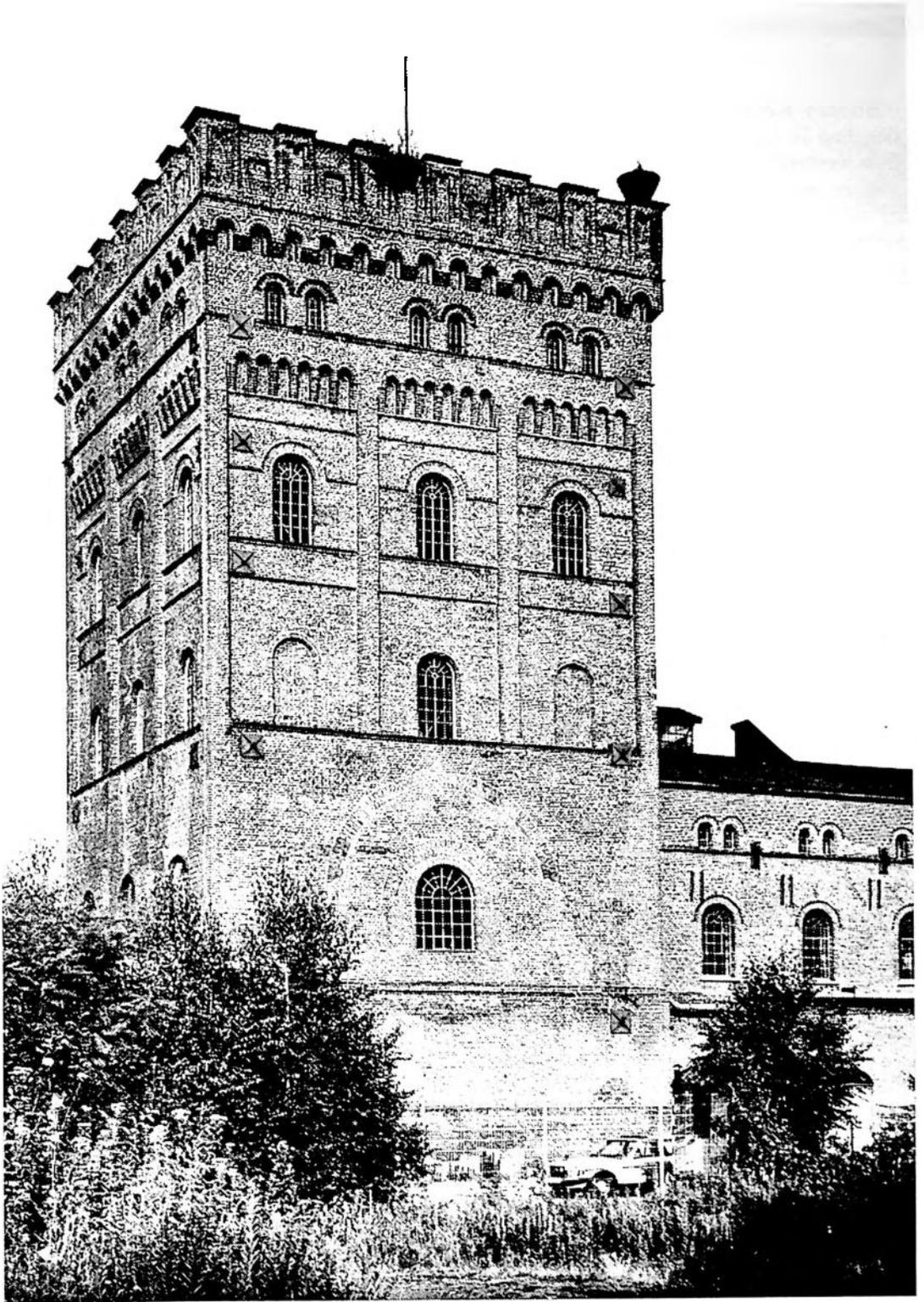
Mit der Gründung der Friedrich Krupp AG wurde 1903 die Zeche gemeinsam mit der Nachbaranlage Hannibal, mit der sie ab 1959 auch einen Verbund bildete, in der Kruppschen Verwaltung der Zechen Hannover und Hannibal zusammengefaßt. Der 1908 in Förderung gegangene Schacht V komplettierte schließlich den Standpunkt Hordel, während die Schwesteranlage Hannover III/IV 1929 durch den Schacht VI ergänzt wurde. 1973 wurde Hannover als letzte Schachtanlage Bochums stillgelegt.

Der 1857 fertiggestellte Malakowturm über Schacht I der Zwillingschachtanlage Hannover I/II in Bochum-Hordel stellt gleichzeitig den ersten Übertagebau, als auch den letzten Überrest der weitläufigen Betriebsgebäude dar. Das ebenfalls noch erhaltene, seitlich angebaute Maschinenhaus, mit der ältesten noch am ursprünglichen Standort verbliebenen Dampffördermaschine des Ruhrgebietes von 1878, verband die baugleichen Türme, bis über Schacht II 1938 ein moderner, Stahl-Förderturm errichtet wurde, in den dann 1947 besagte Vierseilförderung eingebaut wurde.

Nach der Stilllegung der Zeche und Abriß des größten Teils der Tagesanlagen 1979/80 wurden erste Restaurierungsmaßnahmen an den verbliebenen Objekten vorgenommen. Heute zählt Hannover I/II/V neben den Zechen Zollern II/IV in Dortmund und Nachtigall in Witten zu den Bergbaustandorten des Westfälischen Industriemuseums.

Die Entscheidung Hannover zu erhalten und später in das Westfälische Industriemuseum zu inkorporieren fiel aufgrund der im Maschinenhaus erhaltenen Dampffördermaschine von 1892. Andere Malakowtürme wie Hannibal II oder Hannover III in Günnigfeld wurden hingegen abgerissen. Vervollständigt wird das heutige Ensemble durch eine Radiallüfteranlage mit Diffusor aus den 20er Jahren.

Dietmar Bleidick



Malakowturm Hannover I mit Maschinenhaus
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Kotten Bodde (1672)

Boddes Kotten wurde im Jahre 1672 von den Eheleuten Johan Bodde und Sophia Niegeling in der Straße "Am Thie" errichtet. Das Haus hat eine Längsdeele mit Steinbelag, einen verbretterten Giebel, sowie eine alte Torbalkeninschrift, die, neben den Namen der Erbauer, auch das Jahr der Fertigstellung angibt und heute noch zu sehen ist. Das Haus lag an der ehemaligen Versamlungs- oder Thingstätte und bildete zusammen mit den anderen dortbefindlichen Höfen, die haufenförmig angelegte Siedlung Eppendorf.

Der Kotten ist weitgehend in seinem ursprünglichen Zustand erhalten und läßt damit fundierte Rückschlüsse auf die ländlichen Bauformen des 17. Jahrhunderts zu. Er ist mit Sicherheit eines der ältesten erhaltenen Bauernhäuser Bochums, und nur vereinzelt reicht der Hausbestand im Ruhrgebiet bis in diese Zeit zurück. Vielfach wurde die alte Bausubstanz im Laufe der Jahrhunderte überformt und dabei den jeweiligen Ansprüchen und Bedürfnissen angepaßt. Diese Einmaligkeit begründet auch das Interesse des Denkmalschutzes an diesem Kotten, sowie die Notwendigkeit seiner Erhaltung, zumal durch seinen Verfall ein wesentlicher Teil der Gebäude und Anlagen, die den Ortsteil Bochum-Eppendorf prägen verloren ginge.

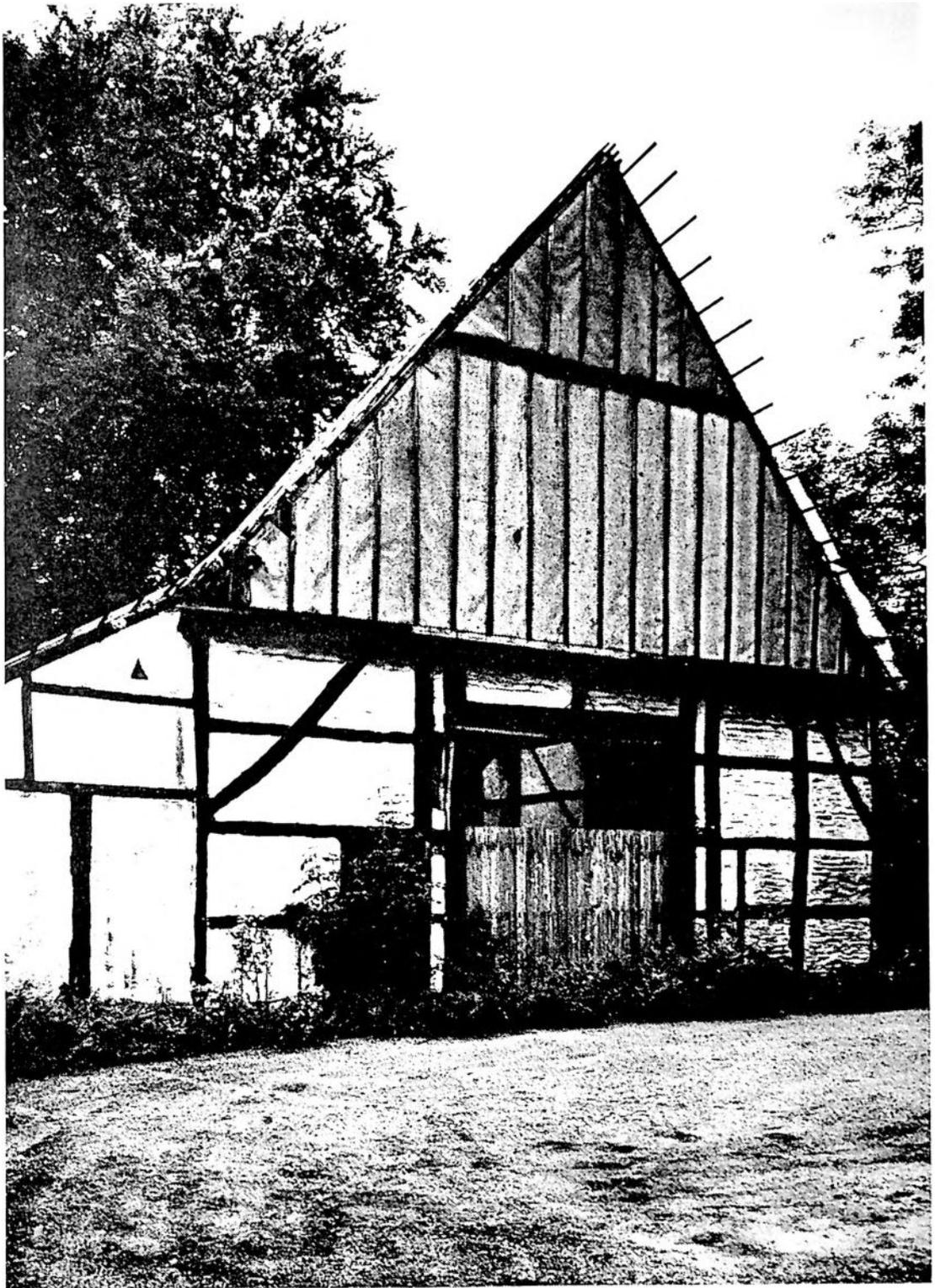
Bei den Bauarbeiten im 17. Jahrhundert spielte neben Holz auch Lehm eine entscheidene Rolle. In die Lücken zwischen den tragenden Bohlen wurde ein Gitter aus Ästen geflochten, woraufhin diese Konstruktion dann mit Lehm verputzt wurde, was auch heute noch am Kotten zu erkennen ist. Es ist ein langgestreckter Fachwerkbau, in dessen hinterem Teil die Wohnräume der Familie eingerichtet waren, im vorderen war die Deele zu finden. Rechts und links waren außerdem noch ein Pferde-, sowie ein Kuh- und Schweinestall angebaut. Der Kotten vereinigte also Wohnraum und Stallungen unter einem Dach, was für die bäuerliche Architektur der Vergangenheit als durchaus typisch angesehen werden konnte.

Ein gewisser Bodde wird bereits im 15. Jahrhundert als Eingesessener von "Eppendorf" im "Schatboik in Mark" erwähnt. 1684 bewirtschaftete der Erbauer des Kottens, Johan Bodde, ein Grundstück mit einer Größe von vier Morgen. Zwei Jahre später war der Besitz aufgrund von Landkäufen, die Johan Bodde getätigt haben muß, auf sechs Morgen angewachsen. Bis 1864 hatte sich der Besitzstand auf insgesamt elf Morgen erweitert. Die Grundstücke lagen in den Fluren "Lehmkuhle", "Steinhagen", "Kreuzkamp", "Eppendorfer Heide" und "Eppendorf". Zu dieser Zeit war ein "Ackerer" namens Konrad Albert Besitzer des Boddeschen Hofes.

Erst 1885 gehörte der Hof wieder einem Bodde, nämlich dem Bergmann Wilhelm Bodde und ist mit einer Besitzgröße von 9,3 Morgen eingetragen. Der Hof, der im Mittelalter Zeitpachtgut der Abtei Werden war, zeitweise aber auch dem Stift Stoppenberg Abgaben zu leisten hatte, zählte aufgrund seiner relativ geringen Größe zu denen, deren Besitzer gezwungen waren noch einem zweiten Beruf nachzugehen. Der eben schon genannte Wilhelm Bodde war Bergmann, sein Sohn Wilhelm Bodde jun. arbeitete als Fuhrmann.

1981 wurde der Kotten unter Denkmalschutz gestellt, was aber seinen weiteren Verfall zunächst nicht aufhalten konnte. Die Stadt Bochum ließ das Gebäude 1988 entkernen und notdürftig instandsetzen. Mit der endgültigen Renovierung soll noch in diesem Jahr begonnen werden.

Ralf Molkentin



Kotten Bodde
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Brennerei Eickelberg (ca. 1933/34)

Vor kurzem noch fast vergessen, heute ein Schmuckstück - so könnte man die Entwicklung der historischen Brennerei in den letzten Jahren charakterisieren.

Mit der Freilegung der bemerkenswerten, vom Stil der Neuen Sachlichkeit inspirierten Fassade durch Abbruch des Vorderhauses und bei der Betrachtung der restaurierten Inneneinrichtung wird ersichtlich, welcher Aufwand von der neuen Besitzerin mit eigenen und öffentlichen Mitteln betrieben wurde, um das seit 1991 unter Schutz stehende Technische Denkmal wieder nutzbar zu machen.

1866, dem Jahr, in dem auch die Müser-Brauerei in Langendreer ihren Betrieb aufnahm, begründete Dietrich Eickelberg seine Kornbrennerei mit einer Mühle an der Oberstraße. Zum Ensemble gehörte lange Zeit auch die direkt an der damaligen Oberdorfstraße gelegene Lokalität, ein Brennereiausshank mit Verkaufsraum.

Die Produktion bestand aus Korn, Wacholder, Weinbrand und Likören, woran sich in den folgenden Jahrzehnten wenig änderte. Im Gegensatz zu heute war Schnaps in damaliger Zeit auch durch seinen günstigen Preis weit verbreitet. Der relativ hohe Nährwert(!) war ein zusätzlicher Grund, warum besonders die Langendreerer Bergleute gerne eine Kanne mit Hochprozentigem von Eickelberg mit zur Schicht nahmen. Wie gut das Geschäft ging, läßt sich heute noch an der repräsentativen Ausgestaltung des umfassenden Neubaus 1933/34 ablesen.

Erst im Laufe der Zeit setzten höhere Brantweinsteuern und eine Diskreditierung des Brantweinkonsums auch dem Markt für die Erzeugnisse Eickelbergs engere Grenzen. Dennoch wurde die Produktion der stets in Familienbesitz befindlichen Brennerei bis 1970 aufrechterhalten. Die in diesem Jahr erfolgte Schließung resultierte letztlich aus Strukturveränderungen des Getränkemarktes, die den Langendreerer Betrieb unrentabel machten.

Die Besonderheit gerade dieses Brennereibetriebes liegt heute darin, daß es sich möglicherweise um die einzige Einrichtung dieser Art im Ruhrgebiet handelt, die mit einem komplett erhaltenen Maschinenbestand von 1934 und älter noch in der Lage ist, den einst bedeutenden Erwerbszweig zu dokumentieren. Zwar gibt es noch ältere Ensembles, doch sind diese eher als Nebenanlagen bäuerlicher Wirtschaft anzusehen. Insbesondere nach der Restaurierung des Innenraums, die erst 1993 abgeschlossen wurde ist nunmehr der Produktionsgang wieder nachvollziehbar; die "Maschinenästhetik" etwa der Dampfmaschine aus der Zeit der Jahrhundertwende trägt ein übriges dazu bei. Interessant ist, daß alle Geräte im Prinzip noch funktionstauglich sind, weshalb sich das Zollamt Bochum bemüht sah, eine Verplombung zur Verhinderung von Schwarzbrennerei vorzunehmen.

Etwa ab Oktober 1993 werden die Räume der Brennerei Eickelberg der Öffentlichkeit als Gastronomiebetrieb zur Verfügung stehen. In diesem gibt es dann allerdings eines nicht - den legendären Eickelberg-Doppelwacholder.

Ralf Peters



Brennerei Eickelberg, Hauptfassade
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Amtshaus Gerthe (1910)

Als am 6.5.1910 in einer kleinen Feierstunde das neue Amtshaus in Gerthe eingeweiht wurde, war dies ein weiterer Höhepunkt in der stürmischen Entwicklung der noch jungen Bergbaugemeinde. Bereits 890 erstmals urkundlich erwähnt, war Gerthe über Jahrhunderte hinweg eine kleine Bauernschaft mit kaum über einhundert Einwohnern geblieben, bis 1872 mit dem Abteufen der Zeche Lothringen der Bergbau in diese ländliche Gemeinde einzog und ein rapides Bevölkerungswachstum in Gang setzte. Als zudem 1907 Hiltrop eingemeindet wurde, war die Gemeinde Gerthe mit über 7700 Einwohner die größte im Amt Harpen. Es lag daher nahe, daß das neue Verwaltungsgebäude, dessen Bau im März 1908 beschlossen wurde, auch die Amtsverwaltung beherbergen sollte. Nicht zuletzt das Steueraufkommen der Zeche Lothringen, dem einzigen industriellen Arbeitgeber der Gemeinde, ermöglichte den Bau eines repräsentativen Amtshauses, daß eindrucksvoll das stolze Selbstbewußtsein der aufstrebenden Industriegemeinde dokumentieren sollte.

Den Gestaltungswettbewerb gewann der Bremer Architekt Hermann Maehl (1875-1961), nach dessen Plänen innerhalb von 1 1/2 Jahren an der Ecke Heinrichstraße/Gerther Straße, am südlichen Rand des Gerther Ortskerns, das L-förmige Verwaltungsgebäude entstand. Auffällig an dem zweigeschossigen, mit einem unregelmäßigen Grundriß versehenen Gebäude ist die reiche Verwendung von Sandstein, die im Ruhrgebiet eher selten ist. Dieses Material diente auch zur Betonung der zentralen Funktion des Hauses: Der Eingangsbereich mit dem darüberliegenden Sitzungszimmer für die Gemeinde- und Amtsversammlung sowie der Wohn- und Bürobereich des Amtmannes sind vollständig mit Sandstein verkleidet und zum Teil mit neobarocken Ornamenten verziert. Eine ähnliche Akzentuierung findet sich im Innern des Verwaltungsgebäudes wieder. Im Gegensatz zu den Räumen der allgemeinen Verwaltung und der Ämter im Seitenflügel, die eher schlicht gehalten sind, weisen u. a. Eingangshalle, Treppenhaus und besonders der Eingangsbereich des Sitzungssaales, die Büros des Amtmannes und des Gemeindevorstehers eine repräsentative Gestaltung auf. Höhepunkt ist der Sitzungssaal, in dem nicht nur die vertäfelten Wände, die Stuckdecke und die Eingangstüre, sondern auch Details, wie die (vergoldete) Verkleidung der Heizkörper mit Ornamenten verziert sind.

Als erster Amtmann zog Freiherr Hans v. Köckritz dort ein, nach dem später die südlich des Amthauses gelegene Straße benannt wurde. Sein 1919 eingesetzter Nachfolger Max Ibing wurde 1927 durch eine Änderung der Landgemeindenordnung erster und einziger Bürgermeister des Amtes Gerthe. Ein Jahr zuvor war nämlich nach der Auflösung des Amtes Harpen die Gemeinde Harpen mit Gerthe zur neuen Großgemeinde Gerthe mit 22 000 Einwohner vereinigt worden, die nun einen eigenen Amtsbezirk umfaßte. Die daraufhin aufkeimenden Hoffnungen auf die Erteilung der Stadtrechte für Gerthe zerschlugen sich jedoch bereits 1929 durch die Eingemeindung nach Bochum.

Das Amtshaus wurde seitdem als Verwaltungsgebäude der Stadt Bochum genutzt; auch die Polizei belegte von Anfang an einige Räume. Erst die Kommunalreform 1975, die die Schaffung selbständiger Stadtbezirke vorschrieb, brachte dem Amtshaus zumindest in Teilen seine ursprüngliche Funktion wieder: Es wurde Sitz der Bezirksvertretung Nord. Diese trug schließlich dazu bei, daß das mittlerweile vom Zahn der Zeit angenagte Gebäude 1984 unter Denkmalschutz gestellt und zwischen 1986 und 1989 in vier Schritten mit Mitteln der Denkmalpflege außen und innen gründlich saniert wurde. Heute stellt das renovierte Gerther Amtshaus das Wahrzeichen und Symbol des Bochumer Nordens dar.

Hans-Georg Thomas



Amtshaus Gerthe, Portal
Photo: Stefan Kuhn, Bochum

Ein Handwerkerhaus an der Akademiestraße 25 (1906)

Um 1900 ist Bochum endgültig zur Großstadt geworden. Wohnhäuser für Arbeiter, Angestellte, und Unternehmer, das heißt: Siedlungen, Miethäuser und Villen setzen wir mit dieser Zeit Bochums in Verbindung. Daneben existiert aber noch eine wichtige andere Bevölkerungsgruppe, die Handwerker. Ein besonders schönes Beispiel für ihre Wohn- und Lebensverhältnisse ist das Haus an der Akademiestraße 25.

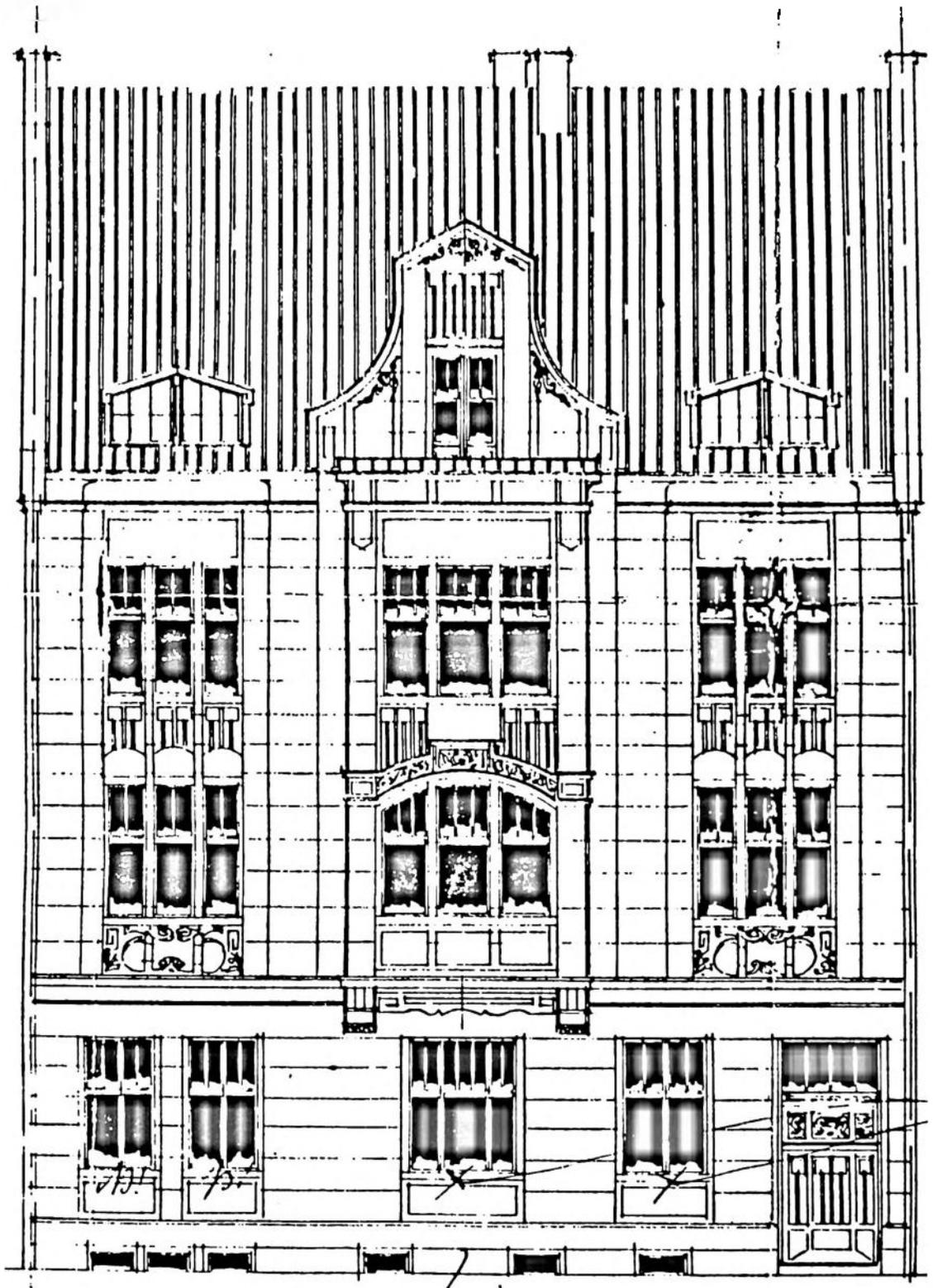
1906 errichtet der Elektro-Obermeister Kühne sein Haus an der damaligen Wrangelstraße. Hier in der Nähe der wichtigen Wittener Straße liegen zahlreiche Gewerbebetriebe. Kühne gehört einem sehr modernen Berufszweig an. Seit kaum zehn Jahren rumpelt die erste elektrische Straßenbahn von Bochum nach Herne und erst in diesem Jahr werden die Vereinigten Elektrizitätswerke (VEW) in Bochum gegründet.

Obermeister Kühne ist mit seinem Gewerbe zu einigem Wohlstand gekommen. Er baut sich ein viergeschossiges Haus, in dessen Kellergeschoß er Werkstatt und Lager legt, die man über einen Durchgang und eine Rampe im Hof auch mit einem Karren erreichen kann. Im Erdgeschoß liegt das "Kontor", also die Büroräume. Darüber wohnt der Meister mit seiner Familie. Im zweiten Stock richtet er flexibel nutzbare Räume ein, in denen seine Lehrlinge oder Gesellen wohnen können. Im Dachgeschoß liegen die Dienstboten-Zimmer. In Grundriß und Ausstattung entspricht Kühnes Haus den neuesten wohntechnischen Erkenntnissen: Die Toiletten sind bereits in die Wohnungen einbezogen, die Waschküche befindet sich neben dem Trockenboden unter dem Dach. Auch Luxus ist vorhanden, im Schlafzimmer steht eine Badewanne. Keine schlechte Idee für ein züchtiges Bad in behaglicher Umgebung.

Daß er ein moderner Mann ist, veranschaulicht Obermeister Kühne schon im Äußeren seines Hauses. Soeben ist der Jugendstil aufgekommen, in dessen strengerer Variante, dem geometrischen Jugendstil, läßt Kühne sein Haus errichten. Elegante Linien durchheilen die Fassade, knicken rechtwinklig ab, bilden Ornamente. Vielleicht haben sie Kühne gefallen, weil sie irgendwie an Schaltpläne und Elektroleitungen erinnern. Die Form der Fassade setzt sich im Inneren fort. Der Weg zur Wohnung soll den Gast oder Kunden ja schließlich auf Kühnes Gedankenwelt und Lebensanspruch einstimmen. Reich geschnitzte Türen und Treppenhäuser verleihen dem Weg durchs Haus Charakter. Innen und Außen sind ein Gesamtkunstwerk.

Die vielfältige Funktion des Hauses gibt das Äußere des Gebäudes nicht preis. Ein Mittelrisalit verbindet die Geschoße, sein hoher Giebel veredelt das Haus. Diese Geschoße sind gleich hoch, dennoch wirkt das erste mit der Wohnung Kühnes höher als die anderen. Konsollen, die den Mittelrisaliten scheinbar tragen und ein bogenförmiger Abschluß über dem mittleren Fenster bewirken diese optische Täuschung. Die Betonung des Geschoßes ist nicht zufällig: Es war schon in Schlössern als "Beletage" - als "schöne Etage" - bekannt und beliebt. Wie sehr sich die Ansichten über die schönste Wohnhöhe ändern, illustriert der Tatbestand, daß die meistgeschätzte Wohnung heute die früheren Dienstboten-Zimmer umfaßt. Das Dachgeschoß ist allerdings modernen Wohnansprüchen angepaßt. Als der Eigentümer der Akademiestraße vor einigen Jahren mit der Renovierung begann, ging er behutsam ans Werk, und bewahrte den Charakter des alten Hauses. Die Jugendstilelemente an der Fassade und dem Holzwerk im Inneren sind sorgfältig restauriert worden, eine Jugendstiltapete im Treppenhaus greift den früheren Charakter dieser Häuser besser auf, als die allgemein übliche weiße Farbgebung. Viel Liebe zum Detail hat die Erinnerung an eine wichtige Phase der Bochumer Stadtgeschichte lebendig gehalten und ein kunsthistorisch interessantes Beispiel der Architektur gerettet.

Hans H. Hanke



Akademiestraße 25, Fassadenaufriß
Photo: Repro. Stefan Kuhn, Bochum

Verwaltung der "Westfälischen Stahlwerke AG" Kohlenstraße 70

Nur wenige Gebäude entlang der Kohlenstraße weisen darauf hin, daß das Gewerbegebiet Rombacher Hütte ehemals Standort eines ausgedehnten Stahlwerks der "Westfälischen Stahlwerke AG" war. 1889 von Heinrich Köhler, ehemals leitender technischer Beamter des Bochumer Vereins, gegründet, sollte das Werk mit einem Siemens-Martin-Stahlwerk, mehreren Walzstraßen, Hammerwerk und Werkstätten ein "Bochumer Verein im kleinen" werden. Mit der Produktion von Schienen, Weichen und rollendem Eisenbahnmateriale machte man dem großen Vorbild bald auch spürbar Konkurrenz.

Der Erste Weltkrieg brachte für das Unternehmen nicht nur die vollständige Umstellung der Produktion auf Rüstungsgüter, sondern auch den Ankauf durch die oberschlesische Bismarckhütte. Über Friedrich Flick gelangte das Werk 1921 an die "Rombacher Hüttenwerke" (daher die verbreitete Bezeichnung "Rombacher Hütte"), die die Anlagen schließlich 1926 an den Bochumer Verein verkauften. Der daraufhin eingeleiteten Stilllegung zahlreicher Betriebe stand der Ausbau des nun Werk Weitmar genannten Komplexes u.a. im Bereich der Schienenproduktion entgegen. Zusammen mit dem Stahlformguß bildete dieser Zweig bis zur schrittweisen Stilllegung aller Anlagen Anfang der 70er Jahre das Hauptstandbein des Werkes.

Als Hauptverwaltung der "Westfälischen Stahlwerke" wurde das Verwaltungsgebäude im Jahre 1896 gegenüber den Werksanlagen an der Kohlenstraße im historistischen Stil errichtet, um dann nach der Übernahme weiterhin als Bürohaus dem Bochumer Verein zu dienen. In dieser Zeit muß auch die Inschrift im Sockelbereich (Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation) entstanden sein. Später nutzten das Puppenspielinstitut, die Bergbau-Fachhochschule, eine Ingenieurschule und andere Einrichtungen das Gebäude. Nach einer gründlichen Renovierung 1984/85 befindet sich hier ein privates Ingenieurzentrum.

Der dreiflügelige Backsteinbau erhebt sich dreigeschossig über dem Sockelgeschoß und trägt ein flachgeneigtes Walmdach. Das an der Längsachse mittig gelegene Portal mit Treppenaufgang ist durch Rundbogen und Säulenstellung stark hervorgehoben. Hinter diesem Eingang eröffnet sich ein zentrales Treppenhaus, welches unter einem Glasdach in ansprechender Gestaltung mit Galerien und zurückhaltendem Zierrat einen kühlen, jedoch sehr repräsentativen Eindruck vermittelt. Die Fassade stellt sich symmetrisch gegliedert dar. Die Horizontale wird durch Gesimse, durchlaufende Putzstreifen im Bereich der Kämpfer (Fensterkreuzteilung) und dem massiven Quadermauerwerkssockel betont. Die vertikale Gliederung resultiert aus den Versätzen, die den Baukörper in fünf etwa gleich große Abschnitte teilen. Der mittlere wird außer dem Portal noch durch zwei zweigeschossige Vorbauten hervorgehoben.

Der Backsteinbau, der Anfang der 80er Jahre der Abbruchbirne geopfert werden sollte, konnte im August 1989 endgültig in die Denkmalliste der Stadt Bochum aufgenommen werden. Um 1985 wurden umfangreiche Sanierungs- und Restaurierungsmaßnahmen durchgeführt, wie z. B. auch an den Relief-Plastiken im Treppenhausbereich, die zuvor stark beschädigt waren.

Aus der exponierten Lage an einer der wichtigen Verbindungsstraßen ergeben sich städtebauliche Gründe, die das Objekt geeignet scheinen lassen, historische Vorgänge und Entwicklungen der Stadt Bochum aufzuzeigen. Ferner zeugt das Verwaltungsgebäude von der Entwicklung der Arbeits- und Produktionsstätten der Stadt und unter baugeschichtlichen Gesichtspunkten von einer Architektur unter Einfluß der Neorenaissance.

Dieter W. Hartwig



Verwaltungsgebäude der Westfälischen Stahlwerke
Photo: Stadt Bochum

Schicht für Schicht Schutz

Dispersions-, Silikat- und Siliconharzfarben beim Instandsetzen von Fassaden

Die Baulandschaft des Ruhrgebietes verfügt über einen vielfältigen Fassadenbestand, der gegen die teilweise extremen Umwelteinflüsse durch Klima und Luftbelastung geschützt werden muß:

1. Industriedenkmäler
2. Stilfeassaden der Jahrhundertwende und der 20er Jahre
3. Bausubstanz der Nachkriegszeit

Die Fassaden bestehen um überwiegenden Teil aus mineralischen Baustoffen. Als Bindemittel dienen hier Kalk oder Zement, in den meisten Fällen jedoch eine Mischung von beiden. Die Füllstoffe sind diverse Quarzsande. Die unterschiedlichen Formen und Größen bei den kleinsten Teilchen der Baustoffe bewirken, daß es sich um Materialien handelt, die von Poren und Kapillaren durchzogen sind. Daher saugen diese Baustoffe bei Kontakt mit Wasser bis zur Sättigung Feuchtigkeit auf. Wasser ist somit die Hauptursache für die meisten Bauschäden. Es entstehen:

- Frostaufbrüche
- Salzaufblühungen
- Schadstofftransporte
- Nährboden für Mikroorganismen
- Diffusionsprobleme

Wenn solche Schäden bei bewitterten Wänden vermieden werden sollen, muß zum einen die Wasseraufnahme des Baustoffs verhindert werden, und zum anderen die Wasserdampfdurchlässigkeit des Wandbildners gewährleistet werden. Für den Fassadenbereich standen noch bis vor wenigen Jahren zwei große Produktgruppen im Vordergrund:

1. Die Silikatfarben (Kaliumwasserglas)
mit hervorragender Wasserdampfdurchlässigkeit, aber mangelhafter Regendichtigkeit
2. Die Dispersionsfarben (kunstharzgebunden)
mit hervorragendem Regenschutz, aber mangelhafter Wasserdampfdurchlässigkeit

Seit etwa zwanzig Jahren setzen sich jedoch die neuen Siliconharzfarben im Markt durch, die die primären Eigenschaften der Silikat- und Dispersionsfarben in sich vereinigen. Sie haben beides Schlagregendichtigkeit und höchstmögliche Wasserdampfdurchlässigkeit.

Die mikroporöse Schichtausbildung dieser Farben ermöglicht

- einen sd-Wert bis zu 0,025 m
- einen W-Wert von $0,035 \text{ kg/m}^2 \cdot \text{h}^{1/2}$
- eine hervorragende Hydrophobierung
- eine geringe Schmutzanfälligkeit wegen der fehlenden thermoplastischen Eigenschaften des Bindemittels.

Nach der Fassadenschutztheorie von Dr. Künzel nehmen die Siliconharzfarben eine hervorragende Position ein und sind bevorzugt auf Rauhputz, Sanierputz, Kalksandstein, Rotsteinziegeln, Wärmebundsystemen und auf mineralischen Untergründen im Bereich der Denkmalpflege einzusetzen. Aber auch die Grenzen sollten genannt werden. Es wird kein Betonschutz, Rißüberdeckung oder grelle Farbtöne erreicht.

Mit den genannten Werkstoffen verfügen die Verantwortlichen über hervorragende Instrumentarien, um die Fassaden unserer Region zu schützen.

Heinrich Klosterkamp

Leiter der Anwendungstechnischen Abteilung

SIGMA COATINGS Farben- und Lackwerk GmbH - Werk Bochum



Stadtparkrestaurant, Fassadenanstrich mit Silikonharzfarben
Photo: Lohoff, Bochum

INHALT	Seite
Unter sechzehn Brücken kannst Du stehn' Das Gleisdreieck um die Innenstadt, seine Bahnhöfe und Brücken	4
Eulen, Hunde und andere hohe Tiere Stadtpark und Stadtparkviertel	8
Goldene Zwanziger? Innenstadt-Architektur einer jungen Großstadt	12
Aus einem anderen Leben Grabsteine im Kortumpark und auf dem Blumenfriedhof	16
"Nach gethaner Arbeit verbleibt im Kreise der Eurigen!" Arbeiterwohnungen in Bochum anhand von 5 Beispielen	20
Die da oben. Wir da unten Denkmäler, die einen Sockel haben	24
Vom Rittersitz zum kopflosen Krieger Bochum-Langendreer	28
Wer anderen eine Grube gräbt... Bergbauspuren im Bochumer Süden	32
Hauptbahnhof Bochum	34
Liebfrauenkirche Altenbochum	36
Friemann-Hof	38
Malakowturm Julius Philipp	40
Villa der Ärztekammer an der Kurfürstenstraße 24	42
Sparkasse Bochum	44
Stiepeler Dorfkirche	46
Neues Rathaus Wattenscheid	48
Jahrhunderthalle	50
Bauten des Bochumer Hauptfriedhofs am Freigrafendamm	52
Zeche Hannover I/II/V	54
Kotten Bodde	56
Brennerei Eickelberg	58
Amtshaus Gerthe	60
Ein Handwerkerhaus an der Akademiestraße 25	62
Verwaltungsgebäude der Westfälischen Stahlwerke	64
Schicht für Schicht Schutz Dispersions-, Silikat- und Siliconharzfarben beim Instandsetzen von Fassaden	66
Redaktion: Astrid Dörnemann, Stefan Kuhn, Ralf Peters	

